



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

Sechstes Buch. Die Herzensgüte der Jesuiten oder die Erlaubniß zu Mord
und Totschlag.

urn:nbn:de:hbz:466:1-11964

Sechstes Buch.

Die Herzensgüte der Jesuiten

oder

die Erlaubniß zu Mord und Todschlag.

Motto. Hieher ihr Herren und Obrigkeit,
Hieher beruft euch die Wahrheit,
Und stellt euch an des Tages Glanz
Den jesuitisch Mummenschanz:
Ihr Gleisnerei und Heuchelei,
Ihr gottlos Fuchschwänzeri,
Ihr Fürstenmord und Tyrannei,
All' ihrer Laster Teufelei.

König Heinrich sei der Welt
Nahier zum Spiegel vorgestellt.
Was diese Selt mit ihm gespielt,
Ist gleichfalls auch auf euch gezielt.
Drum glaubt es nur und seht euch für,
Die Gefahr euch ruhet vor der Thür.
Kein Treu noch Glauben zu der Frist
Bei diesen Jesuiten ist.

Ihr Jugend sie reizen fort und fort
Zu der Könige und Fürsten blut'gem Mord.
All' Marter sie verachten thun,
All' Pein haltens vor Spott und Hohn;
Meinen, daß in des Himmelssthron
Ihn' wird gegeben großer Lohn,
Wenn sie einen Fürstenmord vollend't.

— — — — —
Also die Jugend wird verblend't!

It was a long time before the
light of day dawned on the
morning of the first of the
month. The sun was low in the
west, and the sky was a pale
blue. The water was calm, and
the air was still. The only
sound was the soft rustling of
the leaves of the trees.

Die Geschichte der Deutschen

Die Geschichte der Deutschen
ist eine Geschichte der
Kämpfe und der Siege. Sie
ist eine Geschichte der
Tugenden und der Laster. Sie
ist eine Geschichte der
Helden und der Verräther. Sie
ist eine Geschichte der
Freiheit und der Unterdrückung.

Die Geschichte der Deutschen
ist eine Geschichte der
Kämpfe und der Siege. Sie
ist eine Geschichte der
Tugenden und der Laster. Sie
ist eine Geschichte der
Helden und der Verräther. Sie
ist eine Geschichte der
Freiheit und der Unterdrückung.

Die Geschichte der Deutschen
ist eine Geschichte der
Kämpfe und der Siege. Sie
ist eine Geschichte der
Tugenden und der Laster. Sie
ist eine Geschichte der
Helden und der Verräther. Sie
ist eine Geschichte der
Freiheit und der Unterdrückung.

Die Geschichte der Deutschen
ist eine Geschichte der
Kämpfe und der Siege. Sie
ist eine Geschichte der
Tugenden und der Laster. Sie
ist eine Geschichte der
Helden und der Verräther. Sie
ist eine Geschichte der
Freiheit und der Unterdrückung.

Die Geschichte der Deutschen
ist eine Geschichte der
Kämpfe und der Siege. Sie
ist eine Geschichte der
Tugenden und der Laster. Sie
ist eine Geschichte der
Helden und der Verräther. Sie
ist eine Geschichte der
Freiheit und der Unterdrückung.

Erstes Kapitel.

Jesuitische Attentate in Deutschland.

Im dritten, vierten und fünften Buche habe ich zu zeigen versucht, wie es kam und nothwendig kommen mußte, daß fast die ganze katholische Welt und zwar die der Priester wie die der Laien einen Abscheu gegen die Söhne Loyola's faßte und in Folge dessen nichts lieber gesehen hätte, als deren Vertreibung aus ganz Europa; allein die Erfüllung des letzteren Wunsches schien eine unmögliche, dieweil die genannten Patres nicht bloß fortwährend Rom und den Pabst, sondern auch alle regierenden katholischen Fürsten beherrschten. Doch siehe da — mit dieser Herrschaft an den europäischen Höfen sollte es eine eigenthümliche Wendung nehmen, eine Wendung, welche kluge Leute schon lange voraussehen konnten, von der aber die Jesuiten selbst, auf langjährige Erfahrungen gestützt, hofften, daß sie nie eintreten werde. Es sollte nämlich so weit kommen, daß die Beherrscher der verschiedenen europäischen Staaten sich überzeugten, wie ihre eigene Existenz, ihr eigenes Leben durch die Societät Jesu gefährdet sei, und wie ihnen deßhalb, wenn sie fernerhin noch ruhig schlafen wollten, nichts anderes übrig bleibe, als der besagten furchtbaren Societät mit Gewalt ein Ende zu machen. Freilich gar schnell kamen die hohen regierenden Herren nicht zu jener Ueberzeugung, sondern die meisten von ihnen brauchten lange, sogar sehr lange dazu; aber gleichviel — sie faßten doch endlich den Entschluß, dem Jesuitismus zu Leibe zu gehen, und meine Aufgabe ist es nun,

die Gründe, von denen sie hiezu bewogen wurden, in einem historischen Ueberblicke dem Leser anschaulich zu machen.

Im vorigen Buche bewies ich, daß die Jesuiten in gewissen Fällen den Mord für erlaubt erklärten und daß sie sogar den Satz aufstellten, es sei Pflicht, seine Feinde ums Leben zu bringen, so bald man seine Ehre oder seine gesunde Existenz nicht auf andere Weise zu retten vermöge. Bei diesen alle Gesetze der Sittlichkeit mit Füßen tretenden Anschauungen bleiben sie aber nicht stehen, sondern sie giengen noch viel weiter, und behaupteten, es sei in gewissen Fällen erlaubt, selbst zum Fürstenmord zu schreiten. Ja sie formulirten diese Behauptung zu einem moralischen Lehrsatze, welchen sie in ihren theologischen Lehrbüchern drucken ließen, sowie sie ihn auch vom Katheder herab ihren Schülern verkündigten, und forderten nicht selten die Unterthanen eines Monarchen geradezu auf, denselben, weil er des Thrones nicht würdig sei, frischweg mit Dolch oder Gift aus der Welt zu schaffen. „Das ist eine Verläumdung,“ wird der Leser sagen, „oder wenn nicht, doch wenigstens ein Mißverständniß, denn bis zu solch' tollem Wahnsinn konnten sich die klugen Söhne Loyola's nicht versteinen;“ allein die Sache verhielt sich leider ganz so, wie ich sagte, und zum Beweis dessen will ich nun die ersten und vornehmsten Mordtheologen der Societät selbst sprechen lassen. Seite 130 der „Opuscula theologica“ des Martin Bécan steht folgender Passus: „Jeder Unterthan darf seinen Fürsten tödten, wenn der letztere sich des Thrones als ein Usurpator bemächtigt hat, und die Geschichte lehrt daher auch, daß bei allen Nationen demjenigen, welche dergleichen Tyrannen getödtet, die größten Ehren erwiesen worden sind. Aber auch, wenn er kein Usurpator, sondern ein rechtmäßig zur Krone gekommener Fürst ist, darf man ihn tödten, so bald er seine Unterthanen mit unbefugten Schatzungen beschwert, die richterlichen Aemter verkauft und tyrannischer Weise zu seinem eigenen Vortheile Verordnungen macht.“ Aehnlich schreibt Paul Comitolo, ein italienischer Jesuit, in seinen „Decisiones morales“ (Buch IV. pag. 458): „Es ist erlaubt, einen ungerechten Angreifer zu tödten, selbst wenn er General, Prinz oder König wäre; denn die Unschuld hat mehr Werth, als das Leben des Nebenmenschen, und ein Ne-

gent, welcher die Bürger mißhandelt, gleicht einem wilden grausamen Thiere, das man vernichten muß.“ Der Pater Jacques Comolet nahm im Jahr 1594 an einem Sonntag, als er in Paris predigte, zum Text seiner Kanzelworte die Stelle des Buchs der Richter, wo erzählt wird, daß Aod den König der Moabiter tödtete, und rief mit nur zu deutlicher Beziehung auf den König Heinrich IV.: „Wir brauchen einen Aod, einen zweiten Aod brauchen wir, sei er Mönch, Soldat oder Schäfer.“ Auch sprach er im weiteren Verlauf seiner Predigt von dem besagten Könige als einem Nero, Moab, Holofernes und Herodes, machte seinen Zuhörern die größten Vorwürfe darüber, daß sie einen falschen Neubekehrten auf dem Throne ließen, und meinte schließlich, „die Krone könnte durch Wahl auf eine andere Familie übertragen werden.“ Mit solchen Grundsätzen stimmte der Pater Herrmann Buchenbaum vollkommen überein und in dessen „Medulla theologia moralis“ ist eine förmliche Morderlaubnis gegen alle Beleidiger der Menschheit und des wahren Glaubens, respektive der Feinde des Ordens Jesu niedergelegt; diese Moralthologie des Pater Buchenbaum aber galt der ganzen Societät als ein unübertroffenes und unübertreffbares Musterbuch und war deßhalb auf allen ihren Collegien mit Gutheißung ihres Generals eingeführt. Imanuel Sâ sagt (in seinen Aphorismen beim Worte „Clericus“): „Die Empörung eines Geistlichen gegen den König des Landes, in dem er lebt, ist kein Majestätsverbrechen, weil ein Geistlicher keines Königs Unterthan ist. Eben so richtig ist — setzt er dann weiter hinzu — der Satz, daß jeder aus dem Volk einen illegitimen Fürsten tödten darf; einen Tyrannen aber umzubringen gilt sogar als verdienstlich.“ Fast dieselben Worte braucht Adam Tanner, ein in Deutschland sehr wohlbekannter und hochangesehener jesuitischer Professor, und der nicht minder berühmte Pater Johannes Mariana, der zu Rom, Palermo und Paris docirte, führt dieß in seinem mit Approbation des Generals Aquaviva und unter dem Beifall der ganzen Societät erschienenen Buche: De Rege (lib. 1, pag. 54) weiter aus, wenn er sagt: „Es ist ein heilsamer jedem Fürsten beizubringender Gedanke, daß sie, so bald sie ihre Völker unterdrücken und sich ihnen durch das Uebermaß ihrer Laster, so wie überhaupt durch die Nichtswürdigkeit ihres Betragens unerträglich machen, daß sie

dann überzeugt sein sollen, in einem solchen Falle dürfe man ihnen nicht bloß mit gutem Rechte den Tod geben, sondern es liege sogar Ruhm und Heldenmuth darin, die That zu vollbringen.“ Auch der Pater Nicolaus Serrarius, ein italienischer Jesuit, spricht sich in seinem Commentar zur Bibel auf ähnliche Weise aus, und insonderheit braucht er bei der Beleuchtung des Todes Königs Eglon durch Aod folgende Worte: „Mehrere Gelehrte denken, daß Aod wohlgethan hat, und zwar aus dem Grunde, weil er von Gott getrieben gewesen ist; ich aber sage: dieser Grund ist nicht der einzige, sondern es giebt noch einen andern, nämlich den, daß eine solche Handlung gegen Tyrannen gerecht ist. Denn wenn ein Regent durch seine Art zu regieren beweist, daß er ein Tyrann ist, so kann er mit Recht von einem seiner Vasallen oder Unterthanen getödtet werden, abgesehen von dem ihm geleisteten Eide und ohne von irgend einem Richter eine Sentenz oder ein Decret zu erwarten.“ Noch deutlicher fast drückt sich der vielbekannte und gerühmte Ballarmin, derselbe Ballarmin, welcher auf das Verlangen der Jesuiten vom Pabste unter die Heiligen versetzt wurde, aus, wenn er in seinem Werke: *De summa Pontificis auctoritate* (Tom. IV., pag. 180) schreibt: „Es ist nicht Sache der Geistlichen oder auch der Mönche, die Könige durch Fallstricke zu tödten und auch die souverainen Pontifex sind es nicht gewohnt, die Fürsten auf diese Weise zu unterdrücken. Aber, wenn sie dieselben erst väterlich gewarnt haben, schließen sie sie von der Communion und den Sacramenten aus, entbinden darauf, wenn es nöthig ist, die Unterthanen von dem Eid der Treue und berauben schließlich die Monarchen ihrer königlichen Autorität und Würde, worauf es dann Anderen als den Geistlichen zukommt zur Execution zu schreiten.“ Am allerklarsten aber lauten die Worte des von der römischen Curie so überaus hochgepriesenen Werkes: *Defensio fidei catholicae et apostolicae* (Vertheidigung des katholisch-apostolischen Glaubens) von dem Jesuiten Suarez, das anno 1614 in Vissabon erschien, denn dort (Lib. VI., cap. IV. Nro. 13 und 14) heißt es: „Es ist Glaubensartikel, daß der Pabst das Recht hat, ketzerische und rebellische Könige abzusetzen; nur ist ein vom Pabste abgesetzter Monarch weder König mehr noch legitimer Fürst. Weigert er sich aber vollends dem Pabste zu gehorchen, nachdem er abgesetzt ist, so

wird er ein Tyrann und kann durch den Ersten — Besten getödtet werden. Ueberhaupt ist es, wenn die öffentliche Wohlfahrt nur durch den Tod des Tyrannen gesichert werden kann, Jedwedem erlaubt, denselben zu tödten.“ Wahrhaftig mit deutlicheren Worten kann man den Fürstenmord nicht lehren und das Parlament von Paris entsetzte sich auch so sehr darüber, daß es das Buch alsobald (am 16. Juni 1614) durch die Hand des Henkers verbrennen ließ; die Söhne Loyola's erklärten dagegen vor aller Welt, daß nie ein gelehrteres und der Furcht Gottes entsprechenderes Buch erschienen sei und daß daher, wer es angreife, die Kirche selbst angreife. Ja von nun an schrieb gar kein jesuitischer Professor eine Moralktheologie oder etwas Aehnliches, ohne die Suarez'sche Lehre zu adoptiren, und Viele, wie z. B. die Patres Ribadeneira, Commolet, Salmeron, Jakob Keller, Anton Santarell, Baptist Bauny, Jacques Herreau, Joh. Dicastille, M. Escobar, Jakob Gretser und Andere wußten ihn sogar darin noch zu übertreffen. Allein wie konnte dieß auch anders sein? Man durfte nur in die Kirche des heil. Ignaz zu Rom gehen, und dort die Gemälde betrachten, mit welchen die vier Seiten der Kuppel geschmückt sind, so wußte man, welche Gesinnungen den Orden Jesu in Beziehung auf den Mord und insbesondere auf den Königsmord beseelten. Auf der einen Seite nämlich sieht man die Jabel, wie sie der Sisera, die bei ihr zu Gaste ist, einen Nagel durch den Kopf schlägt; auf der zweiten zeigt sich Judith, wie sie vom Geiste Gottes getrieben, dem Holofernes den Kopf abhaut; auf der dritten kommt Simson, die Philister mordend, zum Vorschein und auf der vierten David, wie er eben den Goliath erlegt. Endlich in der Mitte der Kuppel erblickt man den heil. Ignaz mit einer Glorie umgeben und mächtige Feuerfäulen in alle vier Welttheile schleudernd, als müßte er alle Länder der Erde in Brand setzen. Nun aber frage ich, drückt sich hierin der Geist des Jesuitenordens nicht so deutlich aus, als er sich nur überhaupt ausdrücken konnte, oder mit andern Worten: liegt nicht in diesen Emblemen schon der Beweis, daß die Jesuiten mit sich in Widerspruch getreten wären, wenn sie eine andere Lehre aufgestellt hätten, als die, es sei erlaubt, Jedweden, der ihnen hindernd im Wege stehe, und wäre er auch ein König, auf diese oder jene Weise aus der Welt zu schaffen?

Doch bei der Lehre blieben die Söhne Loyola's nicht stehen, sondern sie giengen vielmehr, wo sie es nur irgend für geeignet hielten, sofort zur That über, wobei sie sich übrigens, wie natürlich, ganz nach der Eigenthümlichkeit des Landes richteten, in welchem sie zu wirken hatten. So konnte es sie, um nun auf die Anwendung ihrer Mordlehre in den verschiedenen europäischen Staaten zu sprechen zu kommen, durchaus nichts nützen, wenn sie in Deutschland diesen oder jenen protestantischen Fürsten durch ihre Emiffäre aus dem Wege räumten, denn sein Nachfolger war ja wieder ein Protestant, und sie mußten daher in diesem Lande zu einer andern Maxime greifen. Zu welcher aber griffen sie? Nun sie schwangen einfach statt der Mordfackel die Brandfackel, das heißt: sie wußten auf alle Weise und durch alle Mittel den Haß der Katholiken gegen die Protestanten zu erzeugen, zu erhalten und zu schüren, bis er bald da bald dort in helle Flammen ausbrach, damit die Letzteren, die Protestanten nämlich, gar nie zur Ruhe kämen und in der halben Verzweiflung endlich dem Katholicismus von selbst in die Hände liefen. Freilich war durch den Schlußact des dreißigjährigen Kriegs der Frieden zwischen Katholiken und Protestanten hergestellt; freilich war jeder Parthei der ruhige Genuß ihrer Religionsfreiheit auf's feierlichste garantirt: freilich sehnten sich sowohl Katholiken als Protestanten nach diesem ruhigen Genuß und boten einander hiezu versöhnt die Hände; allein wie ganz anders dachten die Jesuiten! Unter dem Bilde des heil. Ignaz in seiner Kirche zu Rom stehen die Worte geschrieben: „Ignem veni mittere in terram et quid volo nisi ut accendatur? Das Feuer über den Erdkreis zu verbreiten kam ich ins Dasein und was kann also mein sehnlicherer Wunsch sein, als daß die Welt in Flammen gerathe?“ — Das war das Motto Ignatii und dieses Motto nun, haben es die Söhne Loyola's je verleugnet? Nie und nimmer, denn wo Frieden und Eintracht herrschte, da war es aus mit ihrem Dominium und solches mußten sie doch um jeden Preis zu erhalten suchen! Krieg also wollten sie, Krieg um jeden Preis mit den Andersgläubigen und um den Feldzug glücklich zu beendigen, sprachen sie natürlich die katholischen Fürsten Deutschlands, insbesondere das Haus Habsburg, welches Deutschland seine Kaiser gab, um seinen Beistand an. Ja nicht bloß

bittweise verlangten sie diesen Beistand, sondern sie nahmen ihn förmlich als ein ihnen zugehöriges Recht in Anspruch und wehe demjenigen, dem es in den Sinn kam, ihren Willen auch nur einigermaßen zu durchkreuzen. Wehe ihm, sage ich, denn ohne zu zaudern, weiheten sie ihn dem Tode und griffen sofort zu Gift oder Dolch, wenn sie ihn nicht auf eine noch geräuschlosere Art aus der Welt schaffen oder durch Drohungen auf einen andern Weg bringen konnten. Freilich oft kam es nicht vor, daß ein deutscher katholischer Fürst oder gar ein Habsburger sich ihrem Gebahren ernstlich widersetzt hätte, und sie kamen also nicht oft in die Lage, ihre Fürsten-Mordtheorie praktisch in Anwendung zu bringen; um so weniger aber darf ich es verschweigen, daß einmal wenigstens ein Mordversuch von ihnen gemacht wurde und zwar an einem Regenten Deutschlands, welcher noch zudem als einer der eifrigsten, unterthänigsten und devotesten Beförderer des „Jesuitismus“ bekannt ist.

Dieser Regent war Leopold I., welcher seinem Vater, dem Kaiser Ferdinand III., im Jahr 1658 sowohl auf dem Kaiserthron Deutschlands als auch in der Regierung der österreichischen Erblande nebst Ungarn und Böhmen folgte. Erzogen von den beiden Jesuitenpatribus Müller und Meidhardt hatte er von früher Jugend an eine blinde Verehrung des Ordens Jesu eingetrichtert bekommen, und die Gottheit selbst schien ihm (wie sich ein Historiker über ihn ausdrückt) nicht so unfehlbar und fleckenlos als die Söhne Loyola's, denen er als sogenannter Affilirter, das ist als weltlicher Verbündeter, angehörte. Mit so bigotter Anhänglichkeit nun aber auch der Kaiser Leopold an der Societät Jesu hing, so bewies ihm diese dagegen keineswegs dieselbe Liebe, sondern sie nützte ihn bloß aus, um ihre großen Zwecke durch ihn in's Werk zu setzen. Nun war, wie ich früher schon zeigte, der Hauptzweck des Ordens die Herstellung einer katholischen Universalmonarchie, in welcher der katholische respective der jesuitische Glaube allein das Dominium führen sollte, und lange Zeit hofften sie, diese Monarchie durch das Haus Habsburg, welches sich seit Kaiser Karl V. in eine spanische und österreichische Linie abzweigete, herstellen zu können. Allein diese Hoffnung schlug fehl und weder Philipp II. von Spanien noch die Ferdinande von Oestreich entsprachen dem auf ihre Fähig-

keiten gesetzten Vertrauen. Im Gegentheil kamen Spanien wie Oestreich unter jenen Regenten durch die immerwährenden Kriege, die sie führten, so tief herab, daß an ihr Wiedererstehen gar nicht gedacht werden konnte, und somit richteten die Söhne Loyola's nunmehr ihre Blicke nach der dritten großen katholischen Macht Europa's, nämlich nach Frankreich, welches nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs unter seinem jugendlichen Herrscher Ludwig XIV. anfang, das Principat über alle übrigen Staaten und Reiche in Anspruch zu nehmen. Gewiß, er, der kräftige und geistig so hoch begabte Ludwig, war allein im Stande, die viel ersehnte Universalmonarchie zu gründen, und darum wandten sich ihm von jetzt an die Söhne Loyola's mit unermüdblicher Hingebung zu, um durch ihre große Gewalt und Verbreitung seine hochstlegendsten Pläne zu fördern. Hieraus aber folgte mit Nothwendigkeit, daß die Jesuiten, wenn die Interessen Frankreichs und Oestreichs in Conflict kamen, nicht für den Vortheil des letzteren, sondern für den des ersteren Staates wirkten und daß sie dann Allem aufboten, um den Kaiser Leopold zur Nachgiebigkeit gegen Ludwig XIV. zu bewegen. Gewöhnlich folgte der lenksame Leopold; einmal jedoch als die Söhne Loyola's, von Ludwig XIV. aufgestachelt, von ihm verlangten, daß er die den Ungarn garantirte und mit einem Eid zugeschworene verfassungsgemäße Religionsfreiheit zurücknehmen und die zahlreichen ungarischen Protestanten mit Gewalt zum Katholicismus zurückführen solle, da wagte er einen ernstlichen Widerstand. Er wagte ihn, weil er, ohne sein ganzes Reich auf das Spiel zu setzen, nicht anders konnte, denn wie hätte er unter den damaligen Umständen und zu der damaligen Zeit — es war anno 1670, allwo durch die Schrecknisse des dreißigjährigen Kriegs die östreichische Monarchie noch ganz erschöpft darnieder lag — einer Revolution in Ungarn die Stirne bieten wollen? Ueberdem drohte nicht gerade in jenem Jahr ein Krieg von Seiten der Osmanen, sowie ein anderer gegen das deutsche Reich von Seiten des länderbegierigen Ludwig XIV., und forderte also nicht der in Aussicht stehende Kampf mit zwei übermächtigen Feinden dringender als je die Bewahrung des innern Friedens? Gewiß that also Leopold I. nur das, was er seiner eigenen Existenz wegen thun mußte, wenn er seinem Beichtvater, dem Pater Philipp Müller, sowie den

übrigen damals in Wien so übermächtigen Söhnen Loyola's*) die Forderung, eben jetzt in diesem gefährlichen Momente die ungarischen Protestanten durch gewaltsame Entziehung ihrer Glaubensfreiheit zum Aufstand zu reizen, rundweg abschlug; allein das Interesse Ludwigs XIV., der sich, wie schon gesagt, mit einem Eroberungskriege gegen das deutsche Reich schwanger trug, verlangte durchaus jenen ungarischen Aufstand, um durch denselben das Widerstandsvermögen Oesterreichs tüchtig zu schwächen, und demgemäß drangen die Söhne Loyola's immer von neuem in den Kaiser Leopold, gegen die ungarischen Protestanten gewaltsam einzuschreiten. Wie er aber trotz allem dem fest bei seiner Weigerung blieb, da beschlossen sie, ihn ohne Weiteres aus dem Wege zu räumen, damit die Regentschaft für den minderjährigen Thronerben der schwachen Kaiserin übertragen würde, und diesen ihren Beschluß brachten sie auch sofort zur Ausführung. Doch nein, daß ich's recht sage, zur vollständigen Ausführung brachten sie ihn nicht, weil die göttliche Vorsehung die Vollendung des Verbrechens nicht zuließ; allein ihre Schuldhaftigkeit verringerte sich dadurch nicht um ein Jota. Die Sache verhielt sich nämlich so:

Im April 1670 wollte ein mailändischer Edelmann Namens Joseph Franz Borro, der von Warschau her kam, über Mähren und Ungarn nach Constantinopel reisen; weil er aber aus verschiedenen Gründen — er war ein geschickter Arzt, Chemiker und Naturkundiger, mit sehr freien religiösen Ansichten — den Haß der Söhne Loyola's auf sich geladen hatte, so verfolgten ihn diese überall hin, wo er seinen Aufenthalt nahm, und brachten es schließlich durch Beihülfe des päpstlichen Nuntius zu Wege, daß ihn die östreichische Regierung als einen Schwarzkünstler und Ketzer, der bereits von der römischen Inquisition verurtheilt sei, am 22. April des genannten Jahres zu Goldingen an der schlesischen Grenze verhaften und nach Wien bringen ließ. Auf dem Transport nach dieser Hauptstadt**) erfuhr der Verhaftete von dem ihn escortirenden

*) Diese waren insbesondere der Pater Balthasar Müller, Beichtvater der Kaiserin-Gemahlin, der Pater Montecuculi, Beichtvater der Kaiserin-Mutter, und der Pater Richardt, Beichtvater des kaiserlichen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen.

**) Die ganze Darstellung ist gezogen aus der „Sammlung der politischen Die Jesuiten. II.

Rittmeister Scotti, daß Kaiser Leopold schon seit mehreren Monaten bedenklich erkrankt sei und daß durchaus keine Arzneien anschlagen wollten. Borro erkundigte sich nun nach den Symptomen der Krankheit und erklärte sofort, nachdem er diese vernommen, hier handle es sich unbezweifelt um eine Vergiftung. „Wenn übrigens dem so sei,“ setzte er zugleich hinzu, „so hoffe er mit Gottes Hülfe den Kaiser retten zu können, und er ersuche also seinen Geleitsmann, Seine Majestät sogleich nach der Ankunft in Wien von diesem Zwiegespräch zu unterrichten.“ Dieser Weisung folgend, verfügte sich der Rittmeister Scotti, nachdem er die Hauptstadt am Mittag des 28. April erreicht und seinen Gefangenen sicher untergebracht hatte, alsobald in die Hofburg und verlangte eine geheime Audienz beim Kaiser, indem er äußerst Wichtiges vorzutragen habe. Er erhielt sie und das Resultat derselben war, daß die Majestät befahl, den Ritter Borro noch am nämlichen Abend, aber erst nach Einbruch der Nacht und heimlich in die Burg zu bringen. Natürlich, denn wie hätte es ein so bigotter Monarch, wie Leopold war, wagen können, einen der Ketzeri angeklagten und von den Jesuiten verfolgten Mann, selbst wenn er der geschickteste Arzt gewesen wäre, offen und bei Tage zu empfangen? Ja sogar der heimliche und nächtliche Empfang machte ihm Gewissensscrupel und er befragte daher den Ritter erst dann über die Krankheit, die ihn befallen, nachdem er vorher ein Examen über seine Rechtgläubigkeit mit ihm angestellt und da so ziemlich alles in Ordnung gefunden hatte. Borro untersuchte nun den Kaiser und fand ihn total abgezehrt und erschlaft, sowie von immerwährenden Beengungen heimgesucht und von einem unauslöschlichen Durst geplagt. Drauf widmete er seine Aufmerksamkeit dem Zimmer und entdeckte da, daß die zwei auf dem Tisch brennenden Wachskerzen eine ganz sonderbare rothglühende und heftig spritzige Flamme zeigten, aus welcher ein feiner weißer Dunst, der an der Decke des Gemachs schon einen ziemlich starken Absatz angelegt hatte, aufwirbelte. „Die Luft dieses Zimmers ist vergiftet,“ sagte er jetzt, „und das Gift entströmt den brennenden Wachskerzen.“ Zum Beweis dessen wurden sofort auf

Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen (8 Bde. Stuttg. Cotta, 1811/21)“, wo man das Nähere im letzten Bande Seite 49—82, nachlesen kann.

sein Begehrt die im anstoßenden Gemache der Kaiserin brennenden Wächskerzen herbeigeholt und siehe da, diese brannten weiß und stät, ohne Dunst und Gespriße.

Nachdem man so weit war, befahl der Kaiser seinen Leibarzt in aller Stille herbeizubringen und zugleich mußte der ganze Vorrath der für den kaiserlichen Gebrauch bestimmten Wächskerzen ins Zimmer geschafft werden. Derselbe betrug noch etwas über dreißig Pfund, hatte aber ursprünglich wohl mehr als das Doppelte betragen, da man schon seit Anfang Februar nur immer diese Sorte von Kerzen für des Kaisers Gemach im Gebrauche gehabt hatte. Nun untersuchte man die Lichter näher, und das erste, was sich zeigte, war, daß jedes derselben oben und unten mit einem vergoldeten Kränzchen eingefast sei, ohne Zweifel, um Verwechslungen vorzubeugen. Drauf löste man alles Wachs sorgfältig von den Dochten ab und unterwarf zuerst das Wachs einer sorgfältigen Prüfung. Doch zeigte sich hier nichts Verdächtiges, und beide Aerzte erklärten das Wachs für rein. Endlich aber, wie man zuletzt auch die Dochte untersuchte, fand sich aus, daß der Ritter Borro ganz recht gehabt hatte, wenn er von einer Vergiftung sprach, denn die sämtlichen Dochte waren mit einer Auflösung von Arsenik getränkt und erst, wenn sich diese ganz eingesogen hatte, mit dem Wachs übergoßen worden. Auch hatte man den Arsenik nicht gespart, indem, wie eine weitere Untersuchung ergab, das vorhandene Wachs nur achtundzwanzig, die in den Dochten enthaltene Arsenikmasse aber nicht weniger als zwei und dreiviertel Pfund wog — also übergenug, um die Luft durch den Verbrennungsproceß so zu vergiften, daß der Kaiser bei noch längerer Einathmung derselben in wenigen Wochen hätte versterben müssen. Um übrigens ganz sicher zu gehen, brachte man einem Hunde, den man schnellstens herbeiholte, einige Stückchen fein durchschnittenen Dochtes in Fleisch eingewickelt bei und siehe da, er verendete schon nach einer Stunde unter den fürchterlichsten Schmerzen!

Natürlich bezog jetzt der Kaiser, nachdem er sich von dem Versuch, ihn zu vergiften, hinlänglich überzeugt, noch in derselben Nacht ein anderes Zimmer und übergab sich den Händen seines Lebensretters Borro, der ihn auch richtig in wenigen Monaten

wieder vollständig curirte. Zugleich aber befahl Se. Majestät sofort nachzusehen, wer der Lieferant der vergifteten Wachskerzen gewesen sei, und denselben in aller Heimlichkeit gebunden auf die Burg zu liefern. Doch was ergab sich jetzt? Der Lieferant war kein anderer als der Pater Procurator der Jesuiten zu Wien und der Vergiftungsversuch ging also von niemanden Geringerem, als von der Societät Jesu aus. Dem Kaiser, der bisher die Söhne Loyola's so außerordentlich begünstigt hatte, fuhr ein jäher Schmerz durch die Glieder, von einer noch größeren Angst aber wurden die frommen Herrn Patres befallen, denn sie vermeinten im Anfang, nun werde das Ende ihrer Tage am Wiener Hof gekommen sein. Doch faßten sie sich augenblicklich wieder, und in der nächsten Stunde schon hatte ihre Schlaueit einen Plan entworfen, der, wenn er gelang, ihnen ihre Herrschaft bei Haus Oestreich von neuem sichern mußte. Die Vornehmsten unter ihnen begaben sich nämlich gleich den andern Morgen in die Hofburg, um eine Privataudienz beim Kaiser zu begehren und in dieser gratulirten sie dem Monarchen in den ausschweifendsten Ausdrücken der Freude zu seiner Errettung vom gewissen Tode. Natürlich aber unterließen sie es dabei nicht, den Pater-Procurator, der leider ein Glied ihres Ordens sei, für einen niederträchtigen Hallunken, für den Ausbund eines Schurken zu erklären, welcher nicht werth sei, mehr von Gottes Sonne beschienen zu werden, und den sie daher sogleich schwergesesselt nach Rom zu ihrem General geschickt hätten, damit er ihn so strafe, wie ein Missethäter solch' gräßlicher Art es verdiene; „allein“ — setzten sie mit thränenersstickter Stimme hinzu — „was kann die ehrwürdige Gesellschaft Jesu, dieser Pfeiler der Throne, diese um Staat und Kirche so hoch verdiente Verbrüderung dafür, daß Ein Unwürdiger sich in ihre heilige Mitte stahl, und wäre es wohl christlich oder auch nur billig, das Verbrechen eines einzigen Ruchlosen an der frommen Gesamtheit zu ahnden, besonders wenn diese Gesamtheit ihren Abscheu gegen solche Thaten der Finsterniß durch exemplarische Bestrafung des Schuldigen zu Tage legt?“ So sprachen die Wortführer der Söhne Loyola's und der gute Kaiser Leopold in seiner Devotion und geistigen Beschränktheit schenkte ihnen Glauben. Er schenkte ihnen Glauben, weil er nicht wußte, daß im Jesuitenorden

kein Glied auf eigene Faust, auf eigenen Antrieb und ohne Befehl seiner Oberen handelte, sondern daß vielmehr die ganze Maschinerie ganz allein vom General zu Rom in Bewegung gesetzt wurde, dem die Uebrigen als willenlose Werkzeuge gehorchten. Er schenkte ihnen Glauben und fragte nicht einmal darnach, welche Strafe dem meuchelmörderischen Pater-Procurator zu Theil geworden sei, wiewohl es ihm nichts genügt hätte, wenn er auch gefragt haben würde, denn um irgend eine lügenhafte Antwort waren bekanntlich die frommen Patres im schwarzen Gewande nie verlegen.

So kamen die Söhne Loyola's nicht bloß ungestraft davon, sondern sie behielten vielmehr ihren bisherigen Einfluß am Hofe in seiner ganzen Ausdehnung bei. Ja sie setzten es sogar gleich darauf durch, daß den Ungarn ihre Religionsfreiheit ohne weiteres mit Gewalt entzogen wurde, und so erreichten sie, weil jenes Volk nunmehr revoltirte, schließlich doch noch ihren Zweck, — jenen Zweck nämlich, wegen dessen sie ihren hohen Gönner, den Kaiser Leopold, mit Gift hatten aus dem Wege räumen wollen. Auch behaupteten sie diesen ihren fast allmächtigen Einfluß auf den genannten Kaiser während dessen ganzer übriger Regierungszeit, und dieser Einfluß blieb selbst unter seinem Nachfolger stabil. Wiewohl nämlich unmittelbar nach seinem Tode unter seinem Erstgeborenen, dem Kaiser Joseph I., von 1705—1711, eine kurze Pause eintrat, während der sie die Hörner etwas einziehen mußten, so gewannen sie sich dagegen in dessen Bruder und Nachfolger, dem Kaiser Karl VI., abermals einen großartigen Gönner, und daß Karl's Tochter und Erbin, die Kaiserin Maria Theresia, eine devote Dame, wie es wenige gab, sich ohnehin fast gänzlich von ihnen leiten ließ, ist eine aus der Geschichte nur allzusehr bekannte Thatsache. Somit hatten die Söhne Loyola's keinen Grund, ihre teuflische Lehre vom Fürstenmord noch öfter in Deutschland in Anwendung zu bringen, und ich gehe daher zu ihrem Gebahren in anderer Herren Länder, zunächst in dem Königreich England, über.

Zweites Kapitel.

Die Pulververschwörung in England

und

die politisch-jesuitischen Umtriebe daselbst.

Durch König Heinrich VIII. war, wie ich schon im zweiten Buche gezeigt habe, der Katholicismus in England verboten, aber nicht unterdrückt worden. Unter seiner erstgeborenen Tochter und Nachfolgerin Maria, „der blutigen“, wie man sie mit Recht nannte, erhob er wieder kühnlich das Haupt und die Protestanten starben zu Tausenden auf dem Blutgerüst. Unter der Nachfolgerin Maria's, ihrer Stieffchwester Elisabeth, wurde die Sache wieder umgekehrt, denn Elisabeth, eine Tochter Anna Boleyn's, war eine Protestantin. Doch besaß sie so viel Edelmuth und Klugheit, die Katholiken nicht „als solche“ zu verfolgen, sondern gewährte allen denen, welche sie als Herrscherin anerkannten und sich als loyale Unterthanen zeigten, vollständige Duldung. Die englischen Katholiken hätten also ganz unangefochten leben, ganz unangefochten ihre Religion ausüben können, wenn sie sich hiemit begnügt haben würden, und sicherlich würden sie sich hiemit begnügt haben, wenn nur inzwischen nicht die Söhne Loyola's erstanden gewesen wären. Diese aber wollten herrschen, nicht geduldet sein, sie wollten zu diesem Behufe Ausrottung des Protestantismus und Zurückführung Englands unter die alte devote Ab-

hängigkeit von Rom, vom Papste, von der priesterlichen Zwingherrschaft.

Dieses Alles habe ich bereits früher weitläufiger auseinandergesetzt, aber ich mußte es hier in kurzem wiederholen, um die verschiedenen Attentate begreiflich zu machen, welche von nun an gegen das Leben Elisabeths sowie ihres Nachfolgers Jacobs I. in Scene gesetzt wurden, denn in der That und Wahrheit handelte es sich um nichts anderes, als um die Ermordung dieser beiden Monarchen — um ihre Ermordung, damit andere, dem Katholicismus ergebene und den Jesuiten blindlings gehorchende Mitglieder der englischen Königsfamilie den Thron besteigen könnten. Den Anfang ihrer Machinationen machten die Söhne Loyola's damit, daß sie den Papst Paul IV. bewogen, gleich nach der Thronbesteigung Elisabeths eine Bannbulle gegen dieselbe zu schleudern und sie vor aller Welt für eine Usurpatorin zu erklären. „Die Ehe,“ sagte der heilige Vater in dieser Bulle, „die Ehe König Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn war keine Ehe, sondern ein Ehebruch, wie schon die Päpste Clemens VII. und Paul III. bewiesen hatten, und folglich ist Elisabeth ein Bastard, der kein Anrecht an den Thron hat. Ueberdem galt England von Uralters her als ein Lehen des heiligen Stuhls und es kann also Niemand den dortigen Thron besteigen, ohne daß ihn Rom dazu ernennt. Aus diesen beiden Gründen hat die ungesetzliche Tochter des Tyrannen Heinrich das Scepter von England niederzulegen und sich demüthig in das Privatleben zurückzuziehen; die wahre Königin aber ist Maria von Schottland, die Enkelin Margarethens von England, welche sich mit König Jacob IV. von Schottland vermählte und dem König Jacob V., dem Vater Maria's, das Leben gab.“ Solches war der Inhalt der päpstlichen Bannbulle und gewiß ein recht schlaun berechneter Inhalt war es. Wenn nämlich auch die besagte Bulle einen unmittelbaren Einfluß gar nicht haben konnte, das ist: wenn es auch gleich eine unendliche Thorheit gewesen wäre, zu hoffen, daß die Engländer, die sich zum größten Theil zum Protestantismus bekannten und vom Papstthum gar nichts mehr wollten, dieser Bulle zu lieb ihre Monarchin vom Thron stoßen würden, so durfte man dagegen darauf bauen, daß in den Herzen der katholisch gebliebenen Britten sich die Ueberzeu-

gung festsetzen werde, nicht der Elisabeth, sondern der Maria Stuart gebühre von Rechtswegen die englische Krone, und damit hatte man dann einen Anhaltspunkt zu künftigen Empörungen. Um nun aber die Ueberzeugung von Elisabeths Usurpation unter den englischen Katholiken noch mehr zur Geltung zu bringen, gründeten die Söhne Loyola's durch Beihülfe hoher Gönner, wie die des Papstes, des Königs von Spanien und des Cardinals von Lothringen in Rom, Douay und Rheims sogenannte „englische Collegien“, oder uns besser zu sagen: „Erziehungsanstalten für junge katholische Engländer“, in welchem die Königin nie anders genannt wurde als eine unerträgliche Tyrannin, eine Ketzerin, eine fluchwürdige Verfolgerin der Rechtgläubigen, die vom heiligen Vater feierlichst verdammt sei, und wenn dann später die Jünglinge dieser Anstalten in ihr Vaterland zurückkehrten, so wird man sich wohl denken können, in welchem Geiste sie auf ihre Glaubensgenossen gewirkt haben werden. Doch daran genügte es den Jesuiten noch nicht einmal, sondern sie benützten jene Collegien auch dazu, um darin Revolutions-Emissäre zu bilden, also Menschen, die den Aufbruch, die Empörung und selbst den Mord als ganz erlaubte Mittel betrachteten, und diese wußten sie so sehr zu fanatisiren, daß sie, weil sie das Märtyrertum als ein unmittelbar ins Paradies führendes Opfer betrachteten, vor keiner Mühseligkeit und Gefahr, selbst nicht einmal der allergrößten, zurückbeboten.

Aus dem bisherigen ersieht man, daß die Söhne Loyola's bei ihren beabsichtigten Attentaten gegen die Königin Elisabeth ganz planmäßig zu Werke gingen und daß sie sogar viele Jahre der Vorbereitung nicht scheuten, um desto sicherer ihre Zwecke zu erreichen. Inzwischen machte ihnen ein Umstand einen kleinen Strich durch die Rechnung, der Umstand nämlich, daß Maria Stuart, gegen welche sich ihre Unterthanen empörten, anno 1568 aus Schottland nach England entfloh, denn Elisabeth nahm dieselbe als ihre Nebenbuhlerin, das ist als eine Prätendentin, die ebenfalls auf den englischen Thron Anspruch machte, sofort gefangen und kerkerte sie so fest ein, daß an ein Entfliehen nicht zu denken war. Allein nach einiger Zeit erholten sich die Jesuiten auch von diesem Schlage, und sie beschloßen, nun endlich einmal, nachdem mehrere von ihnen angezettelte Verschwörungen, wie z. B. die des Herzogs von Nor-

folk, zu keinem Resultat geführt hatten, mit einer eigenen verwegenen That voranzugehen.

Dies geschah anno 1581, und der Plan war, zugleich mit der Ermordung der Königin Elisabeth die gefangene Maria Stuart als Regentin Englands auszurufen. Nun hatte aber Elisabeth längst Winke darüber erhalten, daß man in den Jesuitenschulen zu Rheims und Douay gefährliche Anschläge wider ihr Leben und ihre Krone vorbereite, und es fanden diese Winke ihre Bestätigung darin, daß jene Schulen oder Collegien allen englischen Mißvergnügten, allen Verräthern, die man des Landes verbannt hatte, mit einem Wort, allen verwegenen und fanatischen Katholiken, die aus irgend einem Grunde ihr Vaterland meiden mußten, als sichere Freistätten dienten. Demgemäß sandte sie einige junge Männer, auf deren Treue und Klugheit sie sich verlassen konnte — die hervorragendsten derselben hießen: Elliot, Craddock, Sled, Mundi und Hill — nach Rheims und Douay, um die Collegien daselbst des näheren auszuforschen, und da sich die besagten Jünglinge für vertriebene und verfolgte Katholiken ausgaben, so fiel es ihnen nicht allzuschwer, in den Jesuitenanstalten Aufnahme zu finden. Bald erfuhren sie, daß so eben drei Jesuiten mit Namen Alexander Briant, Edmund Campian und Radulph Serevin heimlich, auf verschiedenen Wegen und gut verkleidet, nach England abgegangen seien; sie erfuhren ferner, daß diese Drei von fünfzig auserlesenen, von Kopf bis zu den Zehen bewaffneten Männern in London erwartet würden, und daß die besagten Männer sich bereit erklärt hätten, unter der Führung der drei Patres die Königin Elisabeth nebst ihrem Liebling, dem Robert Dudley, Grafen von Leicester, und dem Staatssecretär Walsingham zu morden; sie erfuhren endlich, daß sogleich nach geschehenem Meuchelmord eine vornehme Person sich an die Spitze der katholischen Parthei Englands stellen und mit dem Ausrufe: „es lebe die Königin Maria von Schottland und England!“ die Zügel der Regierung in die Hände nehmen werde. Dieses alles erfuhren sie und berichteten es natürlich sofort der Königin. Die Folge hievon aber war, daß die drei Jesuiten sogleich nach ihrer Landung in England ergriffen und, nachdem man sie ihrer verbrecherischen Absicht überwiesen, nebst einigen ihrer Mitverschwornen, welche

man zu fangen ebenfalls so glücklich war, am 1. Dezember 1584 gehangen wurden. Also kläglich endete der erste jesuitische Mordversuch auf die Königin Elisabeth und was noch schlimmer war, es ergingen nun die schärfsten Verordnungen gegen die Söhne Loyola's, so wie gegen alle diejenigen, welche künftig je noch Verbindungen mit ihnen unterhalten würden. Insbesondere verbot man bei Lebensgefahr jedem Engländer, in irgend einem Collegium oder Seminar der Jesuiten zu studiren oder auch nur zu wohnen, und es mußten daher von nun an Alle, welche das Festland besuchten, genau angeben, wohin sie sich wenden wollten; das aber verstand sich ohnehin, daß keiner der schwarzen Kohorte mehr den englischen Boden betreten durfte, außer wenn er Lust hatte, mit Galgen und Rad nähere Bekanntschaft zu machen.

Es läßt sich begreifen, daß die Söhne Loyola's von einer nicht geringen Wuth ergriffen wurden, als sie von diesem allem Kenntniß erhielten, und sie mußten nun nichts eiligeres zu thun, als ihre drei Mitbrüder, besonders den Campian, als Märtyrer, Heilige und Helden hinzustellen, welche für die Sache des Glaubens hätten bluten müssen. Doch an dieser Art von Rache konnte es natürlich einem Orden, wie der ihrige war, nicht genügen, sondern sie dürsteten nach einer wirklichen, nach einer blutigen Genugthuung und zu dieser hofften sie ein paar Jahre später in William Barry den rechten Mann gefunden zu haben. Letzterer, ein in seinem Vermögen sehr zurückgekommener Adeliger, ging im Jahr 1582 aufs Festland hinüber, um auf irgend eine Weise sich wieder emporzuschwingen, nahm sofort in Paris die katholische Religion an und begab sich darauf nach Venedig, woselbst er mit den Jesuiten, insbesondere mit dem Pater Benedict Palmio in nähere Verbindung trat. Die Beiden verstanden sich sehr bald aus dem Fundamente, und der Neubekehrte versprach schließlich dem Pater, daß er zur Ehre Gottes und um die Katholiken Englands aus ihren schrecklichen Drangsalen zu erlösen, sein Leben dran setzen wolle, der Königin Elisabeth das ihre zu nehmen. Drauf reiste Barry, von Palmio mit Geld und Empfehlungsbriefen wohl versehen, nach Paris ab, hatte allda eine lange Unterredung mit dem Pater Hannibal Codret, der ihn in seinem lobenswürdigen Vorhaben bestmöglichst bestärkte, und kehrte endlich, nachdem er

noch im Jesuitencollegium zu Paris das Abendmahl auf seine Unternehmung genommen, im Februar 1684 nach England zurück. In London angekommen spielte er den eifrigen Protestanten und schrieb sofort an die Königin, daß er ihr über die jesuitisch-papistischen Umtriebe, die man in Frankreich und Italien gegen sie anzettle, wichtige Aufschlüsse zu machen habe, denn es sei ihm auf seiner Festlandsreise gelungen, hinter gar manche Geheimnisse zu kommen. Die Königin bewilligte ihm eine Audienz und da er ihr etwas Plausibles vormalte und zugleich eine fast schwärmerische Anhänglichkeit an sie heuchelte, so empfing sie ihn auch später noch einige Male. Auf diese Art gelang es ihm, die Gelegenheiten auszukundschaften, und er nahm sich sofort vor, den Mord zu vollführen, so bald die Königin einmal wieder, wie sie es öfters that, ohne Begleitung in dem Park St. James spazieren gehe. Weil er es aber für durchaus nöthig erachtete, daß für den Mörder auf der Themse eine Barke in Paratschaft liege, um auf dieser der ersten Wuth des Volkes zu entgehen, beschloß er, einen Freund zu seinem Vertrauten und Helfershelfer zu machen und wählte sich hiezu einen seiner Vetter, mit Namen Nevil, der wegen seiner Verwegenheit, so wie wegen der Armuth, in die ihn sein Leichtsin gebrecht hatte, besonders hiezu zu passen schien. Nevil ging auf den Vorschlag mit Eifer ein und verschaffte sich gleich in den ersten Tagen ein Boot, auf dem er von nun an, um die Leute daran zu gewöhnen, die Themse auf und ab fuhr. Doch eben in jener Zeit, da Parry auf die günstigste Gelegenheit zum Morde wartete, während die verkleidet in London anwesenden Jesuiten die Bewegungen vorbereiteten, die bei dem Tode Elisabeths zu Gunsten Maria Stuarts und der katholischen Religion ausbrechen sollten, starb der Graf von Westmoreland, ein verbannter englischer Katholik, kinderlos in Paris, und kaum gelangte diese Nachricht an Nevil, der in nahen Verwandtschaftsverhältnissen zu dem Verstorbenen stand, so berechnete er, daß wenn er der Entdecker einer Verschwörung wäre, welche das Leben der Königin bedrohte, er den Titel, die Güter und die Stellung des Grafen von Westmoreland erhalten könnte. Das waren allzuversführerische Aussichten, als daß er ihnen hätte widerstehen können. Somit begab er sich schnurstraks zu dem Grafen von Leicester und entdeckte demselben in Gegenwart

des Ministers Walsingham und des Vizekämmerers Hunsdon, die Leicester schnellstens holen ließ, das ganze Complot; natürlich aber ermangelte er dabei nicht, die Sache so darzustellen, als ob er auf den Vorschlag Parry's nur deswegen eingegangen sei, um das beabsichtigte gräßliche Verbrechen desto sicherer vereiteln zu können. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, Parry wurde in der Minute verhaftet und gestand, Nevil gegenüber gestellt, Alles ein. Auch fand man verschiedene Papiere bei ihm, durch welche außer den oben schon genannten Jesuiten Palmio und Codret noch der Pater Chreikton und der Cardinal Como bloßgestellt und zwar so bloßgestellt wurden, daß an der moralischen Urheberchaft der Societät Jesu, das ist daran, daß sie den William Parry zu dem Verbrechen veranlaßte und antrieb, nicht mehr gezweifelt werden konnte. Doch konnte man leider keinen von der schwarzen Rotte zur Strafe ziehen, weil sich jeder noch zur rechten Zeit zu flüchten verstanden hatte; den William Parry aber verurtheilte man als überwiesenen Hochverräther zu einem grausenhaften Tode und vollzog dieses Urtheil auch richtig am 2. März 1584. Man knüpfte ihn nämlich an einen Galgen, öffnete ihm dann, während er noch lebte, die Brust und den Bauch, riß das Herz, die Leber und die Eingeweide heraus, verbrannte diese in einem schnell angezündeten Feuer unter dem Galgen und zerschnitt endlich den so verstümmelten Leichnam in vier Theile, welche man an die vier Hauptthore Londons annagelte.

Zwei Jahre lang nach diesem abschreckenden Schauspieler hielten die Jesuiten Frieden, wenigstens äußerlich, aber bereits im Jahr 1586 gelang es ihnen, eine neue Verschwörung anzuzetteln und neue Attentäter gegen das Leben Elisabeths zu gewinnen. Es traf sich nämlich, daß Antony Babington, ein junger Mann von guter Familie aus Dorth in der Graffschaft Derby, in besagtem Jahr eine Reise nach Frankreich machte und dort angekommen, als guter Katholik, der er war, sich verleiten ließ, insgeheim auf einige Zeit in das Collegium von Rheims zu gehen, um da seine Erziehung zu vollenden. Hier lernte er den Pater Ballard kennen und wurde bald aufs innigste mit ihm vertraut, der Pater aber sprach mit ihm tagtäglich von der unglücklichen Maria Stuart so wie von ihren päpstlich verbürgten Rechten auf den Thron von

England. So entzündete er nach und nach in dem Herzen Babingtons, welcher ohnehin sehr exaltirter Natur war, eine innige Theilnahme für die gefangene Königin und wie er ihm noch vollends deren Bildniß — Maria zeichnete sich bekanntlich durch eine entzückende Schönheit aus — zeigte, so steigerte sich diese Theilnahme bis zur rasendsten, begeistertsten Liebe. War aber die Liebe zu der Gefangenen groß, so war der Haß gegen ihre Unterdrückerin natürlich noch größer und es schwur der junge Mann sofort, nicht zu ruhen und zu rasten, als bis die tyrannische Königin Elisabeth ihr Leben durch ihn verloren, als bis die herrliche Maria, dem Gefängniß entrissen, den Königsthron von England und Schottland zugleich ziere. Mit diesen Gesinnungen im Herzen kehrte Babington nach seiner Heimath zurück; allein hier scheint seine Leidenschaft etwas abgekühlt worden zu sein, denn er machte durchaus keine Anstalt, sein Vorhaben ins Werk zu setzen und versäumte es sogar längere Zeit dem Ballard auch nur Nachricht von sich zu geben. Da wurde dieser ungeduldig und schiffte sich sofort in guter Verkleidung und heimlich nach England ein, um seinen jungen Freund in Dothil zu besuchen. Er ging übrigens nicht allein, sondern er brachte einen gewissen John Savage, einen finstern Fanatiker, der für den Papismus schwärmte, mit und in dieser Gesellschaft thaute natürlich Babington alsbald wieder auf. Der Vorsatz, die Königin Elisabeth zu morden, ward also von neuem gefaßt, und um den Mord desto sicherer begehen zu können, verbanden sich die drei Verschwornen mit noch neun andern, welche alle dem Jesuitenpater einen heiligen Eid darauf ablegten, daß sie eher das Leben lassen als dieser gerechten Sache den Rücken kehren wollten. Dafür aber stellte ihnen auch der Pater das ungemein Verdienstliche ihres Vorhabens mit den wärmsten Worten vor und wurde nicht einen Augenblick lang müßig, sie anzuseuern. „Wenn ihr der Tyrannin Elisabeth,“ rief er ihnen zu, „das Leben nehmt, so ist es eben so anzusehen, als ob ihr einen heidnischen Götzendiener oder einen von Gott verfluchten Abtrünnigen umbrächtet, und ihr begeht damit weder gegen Gott noch die Menschen eine Sünde. Im Gegentheil sichert ihr euch durch diese That die Krone der himmlischen Unsterblichkeit und könnt noch überdieß, wenn euer Vorhaben gelingt, auf eine glänzende irdische Belohnung

rechnen.“ Durch solche und ähnliche Reden zum höchsten Fanatismus getrieben, bestimmten die Verschworenen den 24. August, als den Tag der Erinnerung an die Bartholomäusnacht, zur Ausführung ihres Verbrechens, allein durch einen Zufall kommt die Regierung zur Kenntniß ihres gräßlichen Vorhabens und man ergreift sie alle ohne Ausnahme, also auch den Jesuiten Ballard. Sofort macht man ihnen den Prozeß, verurtheilt sie zum Tode, und richtet sie am 1. Oct. auf dieselbe barbarische Weise hin, wie zwei Jahre vorher den William Parry. Doch ihre Hinrichtung ist noch das geringste; aber weil sie in ihren Verhören eingestanden haben, daß die gefangene Maria um das Vorhaben gewußt und damit einverstanden gewesen sei, so macht man auch dieser unglücklichen Fürstin den Prozeß und auf Befehl des Parlaments wird sie am 8. Febr. 1587 enthauptet.

Man hätte nun glauben sollen, die Söhne Loyola's werden jetzt, nachdem diese verschiedenen Mordversuche kein anderes Resultat gehabt, als die Attentäter sämmtlich aufs Schaffot zu führen, jeden weiteren Versuch, die Königin Elisabeth um Thron und Leben zu bringen, aufgegeben haben; allein gerade umgekehrt — jetzt waren sie erst recht wüthend, und darum setzten sie alle Hebel in Bewegung, um ihren Zweck zu erreichen. Auf ihr Zureden rüstete also König Philipp II. anno 1588 jene grandiose Armada aus, mit welcher er — die Gewässer des Oceans hatten noch nie eine solche Flotte gesehen — England ohne viel Mühe zu erobern gedachte, und zu gleicher Zeit donnerte Pabst Sixt V. eine neue Bannbulle gegen Elisabeth, in welcher er nicht nur sie selbst als eine Ketzerin und Bastardin des Thrones für unwürdig erklärte und ihre Absetzung decretirte, sondern auch jedweden ermächtigte, Hand an sie zu legen und sie dem König Philipp, als dem Haupt der Katholischen, gefangen oder todt zu überliefern. Allein die Armada — „die Unüberwindliche“, wie man sie im Uebermuth nannte — scheiterte im Sturm an den Kreidenselsen Englands und die päpstlichen Blitze verrauchten an der Zuneigung der Engländer zu ihrer Königin, ohne den geringsten Schaden hervorzubringen. Nun griffen die Jesuiten wieder zu ihrer alten Mordpraktik, und es gelang anno 1592 dem Pater Holte, einen Niederländer, mit Namen Patrik Cullen, so zu bearbeiten, daß er auf die Hostie schwur,

die Usurpatorin Elisabeth aus dem Leben zu räumen. Doch auch sein Vorhaben mißglückte, indem er, kaum auf englischem Boden angekommen, ergriffen und hingerichtet wurde. Nicht besser erging es den beiden Verschwörern Williams und Yorke, welche derselbe Jesuitenpater anno 1594 für das Mordunternehmen gewann, und sterbend verfluchten sie den, der sie zu dem blutigen Beginnen aufgehetzt. Der letzte der Attentäter war Eduard Squiere, welchem der Jesuit Richard Walpode selbst das Gift reichte, mit dem er die englische Königin aus der Welt schaffen sollte. Er endigte jedoch ebenfalls, gleich allen seinen Vorgängern, auf dem Blutgerüste, während sein Versührer, der ehrwürdige Pater, auf spanischem Grund und Boden, wohin er sich geflüchtet, in aller Gemüthsruhe der Thorheit, sich abfassen zu lassen, spottete.

Endlich starb Elisabeth am 24. März 1603, nachdem sie noch kurz vorher, am 15. Nov. 1602, ein scharfes Edict gegen die Jesuiten, als die Urheber sämtlicher gegen sie gerichteter Mordversuche, erlassen und dieselben nebst ihren Gesinnungsgenossen in allen ihren Reichen auf ewige Zeiten für vogelfrei erklärt hatte. Der Jubel unter den Söhnen Loyola's war natürlich groß, als sie die Todesnachricht erhielten, denn mit Elisabeth starb, wie sie wähten, das Haupthinderniß ihrer Ausbreitung in England. Ueberdem durfte man nicht von dem neuen Könige, von Jacob I., dem Sohne der Maria Stuart, hoffen, daß er die Katholiken, so wie insbesondere die Mitglieder der Societät Jesu, welche so viel für seine unglückliche Mutter gethan, beschützen und als seine liebsten Freunde behandeln werde? Freilich bekannte sich derselbe zur protestantischen Religion — zu derselben, welcher seine schottischen Unterthanen angehörten — und er zeichnete sich sogar durch eine große Belesenheit in der heiligen Schrift aus; allein die Jesuiten meinten, es sei dieß eine bloße Maske, die der Sohn der enthaupteten Maria nur deswegen angenommen habe, um die Throne von Schottland und England nicht zu verscherzen, und diese Maske, hofften sie, werde derselbe alsobald abwerfen, so bald er sich die beiden Kronen aufs Haupt gesetzt habe. Sie hofften dieß um so mehr, als Jacob I. sich durch eine gewisse Trägheit des Characters auszeichnete, die ihn oft und viel zum bloßen Spielball seiner Umgebung machte, und sie warteten daher mit Schmerzen auf die ersten Regierungs-

Handlungen des neuen Monarchen. Diese fielen übrigens keineswegs so aus, wie sie sich's gedacht hatten, denn obwohl den Katholiken durch ein als Gesetz erschienenenes Decret sofort vollständige Duldung zugesagt und einigen noch unter Elisabeth zu harter Gefangenschaft verurtheilten Verschwörern Pardon erteilt wurde, so erklärte Jacob dagegen auf den Rath seines einflußreichen Ministers Robert Cecil, Grafen von Salisbury, zu gleicher Zeit auch, daß den Jesuiten nach wie vor England verschlossen bleiben und an den Verordnungen Elisabeths gegen sie nichts geändert werden solle. Hievon ließ sich der Monarch auch durch gar nichts abbringen und zwar vor allem aus dem Grund, weil er, der bei seinem ruhigen Temperament den Frieden über alles liebte, fest überzeugt war, daß er nur dadurch Verschwörungen und Empörungen von seinen Reichen fern halten könne, wenn er die Jesuiten fern halte. Das war nun ein arger Strich durch die Rechnung der Söhne Loyola's und eben deswegen kannte auch ihre Wuth keine Grenzen. Sie beschloßen also, sich zu rächen und zwar auf eine Weise zu rächen, wie noch nie in der Weltgeschichte erhört worden ist — sie beschloßen, den König zugleich mit seiner ganzen Familie, ja zugleich mit den sämtlichen Häuptern des Protestantismus in England, auf Einen Schlag zu vernichten.

Vor allem handelte es sich darum, sich in England selbst eine Parthei zu schaffen, welche die erste Verwirrung nach der großen Mordscene dazu benütze, um mit den Waffen in der Hand die Protestanten niederzuwerfen. Sodann mußte ein Thronprätendent gefunden werden, welcher neben dem, daß er dem Katholicismus huldigte, wenigstens einen Schein des Rechts für sich hatte. Endlich hatte man die Männer ausfindig zu machen, die fähig waren, ein so furchtbares Unternehmen, als das beabsichtigte, in Ausführung zu bringen, und derartige Männer findet man bekanntlich nicht auf der Straße. Es lag also viel und schwierige, ja sehr viel und sehr schwierige Arbeit vor, und deshalb wurde beschloßen, es solle der Vorstand oder Dirigent der designirten englischen Provinz, der Provinzial Heinrich Garnet, sich selbst in Person, so wie begleitet von nur ganz auserlesenen Ordensmitgliedern, auf den Schauplatz der That begeben, denn man wollte es um jeden Preis vermeiden, daß ein Unschick vorkomme. Garnet wählte sich

also seine Leute aus, unter denen sich besonders die Pater Deswald Desmond, Johann Gerard und P. Oldecorn auszeichneten, und reiste sofort mit ihnen nach der brittischen Insel ab. Sie reisten aber nicht zusammen in Compagnie, sondern jeder ging einzeln, um kein Aufsehen zu erregen; sie reisten auch nicht in jesuitischer Kleidung oder gar unter eigenem Namen, sondern der Eine gab sich für einen Kaufmann, der Andere für einen Handwerker, der Dritte und Vierte für einen alten Soldaten oder was ihm sonst paßte, aus, und was ihre Namen anbelangt, so hieß sich Oldecorn — Hall, Gerard — heute Brook und morgen Lee, Desmond sowohl Greenwell als Greenwood, Garnet aber bald Wally, bald Darcy, bald Roberts, bald Farmer, bald Henry, bald Philipps. In England angekommen, begaben sie sich zu denjenigen Katholiken, welche ihnen durch ihre Spione schon früher als die eifrigsten bezeichnet worden waren, und von ihnen bekamen sie dann wieder Adressen an andere Familien, denen man in politischer wie religiöser Beziehung trauen konnte. So wurde nach und nach fast der ganze katholisch gebliebene Theil Englands von ihnen insgeheim — vor den Protestanten thaten sie, als ob sie die eifrigsten Puritaner wären — besucht, und überall lehrten sie, wie ein der Ketzeri ergebener König kein rechtmäßiger sein und von seinen Unterthanen keinen Gehorsam fordern könne. Uebrigem aber, setzten sie hinzu, sei der König Jacob I. nicht einmal von legitimer Geburt oder es lasse sich wenigstens stark an derselben zweifeln, und somit wäre es, um's mit einem Worte zu sagen, ein in jeglicher Beziehung verdienstliches Werk, denselben als einen Ketzer und Usurpator aus dem Wege zu räumen. Hierbei blieben jedoch die Söhne Loyola's nicht stehen, sondern sie bezeichneten auch die Persönlichkeit, welche allein das Recht habe, den englischen Thron zu besteigen, und zwar galt ihnen als solche Arabella Stuart, eine Tochter des Grafen Lennox, dessen Aeltermutter unmittelbar von König Heinrich VII. abstammte. Auch willigte die schöne Arabella ein, die Krone aus der Hand der Jesuiten anzunehmen und es handelte sich also nur noch darum, den Thron vacant zu machen, damit die jesuitische Candidatin denselben besteigen könne. Mit andern Worten — jetzt galt es, die richtigen Männer zu finden, um den König Jacob zugleich mit seiner ganzen

Familie und den Häuptern der protestantischen Parthei aus dem Wege zu räumen, und der schwierigste Theil der schwierigen Aufgabe blieb also noch zu lösen übrig. Er wurde aber gelöst und gewißlich auf eine Weise, welche den Söhnen Loyola's alle Ehre machte.

Schon früher hatte der Provinzial Garnet auf dem Festlande den Robert Catesby, einen guten englischen Katholiken und zugleich einen Edelmann aus einer angesehenen Familie kennen gelernt, und es war ihm damals nicht entgangen, daß dieser Catesby schon aus Ehrgeiz, um eine höhere Stellung im Staate einzunehmen, nicht abgeneigt sein konnte, die jetzige Ordnung der Dinge in England umzustürzen. An ihn also wandte er sich, so bald er die brittische Insel erreicht hatte, abermalen, und ihre geheimen Unterredungen führten bald dazu, daß der Edelmann sich bereit erklärte, das furchtbare Wagniß zu bestehen. Er jedoch für sich allein war dazu nicht fähig, sondern es mußten Helfershelfer gewonnen werden. Natürlich übrigens Helfershelfer, auf deren eiser- nen Willen, so wie auf deren Kraft und Kühnheit eben so gut ge- rechnet werden durfte, als auf deren unbedingte Verschwiegenheit und Begeisterung für die Sache. Man mußte also in der Aus- wahl äußerst vorsichtig sein, und weil sich deshalb Catesby immer vorher mit Garnet und den andern oben genannten Jesuitenpatres berieth, ehe er einen neuen Mitverschworenen gewann oder ihm auch nur die ersten Mittheilungen machte, so währte es bis tief ins Jahr 1604 hinein, bis das Duzend, dessen man bedurfte, voll war. Ihre Namen sind folgende: Thomas Percy, ein junger Wüßling, aber kühn bis zur Berwegenheit, aus der berühmten Familie der Grafen von Northumberland; Thomas und Robert Winter, zwei Brüder, die unter Elisabeth's Regierung ihres ka- tholischen Glaubens wegen harte Verfolgungen erlitten hatten; Guy Fawkes, ein wilder Soldat, ehemals Offizier in spani- schen Diensten, dessen narbenvolles Gesicht von seinen früheren Thaten Zeugniß ablegte; Francis Tresham und Ambrose Rookwood, beide von edlem Geblüt und dem Catesby eng be- freundet; Eberhard Digby, ein Mann von bedeutendem Vermögen und großen Gaben, der sich aber über die Zurücksetzung, die er als Katholik erfahren mußte, tief gekränkt fühlte; Robert

Reyes, Christoph Wright und John Graunt, alle drei von ähnlichem Ehrgeiz gequält; endlich Tom Bates, zwar nur der Bediente Catesby's, aber ein überaus kluger und tolldreister Kamerad, den man schon deswegen einweihen mußte, weil er das Geheimniß seines Herrn gleich von Anfang an errieth. Doch fand es Catesby für gut, ihn vor der förmlichen Aufnahme ins Complot wegen seiner hie und da aufsteigenden Gewissens-Skrupel von dem Pater Oswaldb Tesmond noch besonders bearbeiten zu lassen, und aus dessen Händen ging er auch wirklich als eines der brauchbarsten und thätigsten Mitglieder der Verschwörung hervor.

Das waren die Männer, welche Catesby nach und nach für seinen Mordplan gewann, ohne ihnen jedoch gleich im Anfang das „Wie und Wenn“ mitzutheilen, sondern sich dieses für eine spätere Zeit vorbehaltend. Endlich aber, gegen das Ende des Jahres 1604, hielt er sie für reif hiezu, und er berief sie also in einer dunkeln Nacht des November zu sich in seine Wohnung, wo ihrer, außer ihm, die Pater Garnet und Gerard bereits warteten. Das erste war, daß sie alle dem Pater Gerard beichteten und demselben während der Ertheilung des Abendmahls folgenden Eidschwur nachsprachen: „Ich schwöre im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und des Sacramentes, welches ich zu empfangen im Begriffe bin, daß ich weder mittel- noch unmittelbar, weder durch Worte noch auf andere Weise je etwas von dem, was mir bereits anvertraut worden oder erst anvertraut werden wird, entdecken werde; ich schwöre, daß ich ohne Bewilligung meiner Mitbetheiligten von der Ausführung unseres Vorhabens nie abstehen will; ich schwöre endlich, daß ich bereit bin, für die allein selig machende Religion und für das, was mir deren Priester befehlen, mein Leben und meine gesunden Glieder zu opfern.“ Nachdem nun sämtliche Zwölfe, Catesby als der Anführer zuerst, den Eid geleistet, ging der letztere daran, seinen Plan der Versammlung vorzulegen, und er that es, trotz der Ungeheuerlichkeit desselben, mit einer Ruhe und Sicherheit, daß man nicht genug darüber staunen kann. „Man kann,“ sagte er, „den König auf hundert verschiedene Arten aus dem Wege räumen. Allein was haben wir damit gewonnen, wenn wir den Prinzen von Wales, seinen Erstgeborenen, und den Herzog von York, seinen zweiten Sohn, so wie seine Gattin und Tochter am Leben lassen? Ueberdem bliebe, wenn

auch diese Alle todt wären, ein Parlament, welches uns mit der entschiedensten Entschlossenheit entgentreten würde; es blieben alle die mächtigen Lords und Barone, denen wir, wenn sie sich an die Spitze der Protestanten stellten, nicht lange zu widerstehen vermöchten. Einen gewissen, einen sichern Erfolg können wir uns also nur versprechen, wenn wir die sämtlichen Genannten mit Einem Streiche aus der Welt schaffen, und um ein solch' großes Unternehmen durchzuführen, ist es wahrlich nothwendig, daß wir Alle wie Ein Mann handeln. Ihr seht mich nun staunend an und fragt, wie es denn möglich sein werde, jenen Einen großen Streich zu führen? Ich aber erwiedere euch, es ist dadurch möglich, daß wir unter dem Parlamentshause eine große Mine graben und diese Mine bis oben auf mit Pulver anfüllen. Wird dann das Parlament durch den König, der dabei immer von seiner Familie begleitet erscheint, in Person eröffnet, so zünden wir die Mine an, und es werden sofort der König, die königliche Familie und die sämtlichen Parlamentsmitglieder unter den Trümmern des Palastes begraben.“ Das war der Plan Catesby's und gewißlich hatte noch nie ein Menschenhirn eine furchtbarere Mordidee erfunden. Eben aber wegen der Furchtbarkeit des Gedankens herrschte auch unter den eilf Eingeladenen für den Anfang, als Catesby geendet, die tiefste Stille und man hörte nur ihr tiefes Athemholen. Da erhob sich Guy Fawkes, trat dem Catesby mit funkelnden Augen entgegen und schüttelte ihm stumm die Rechte. Eben so thaten dann noch mehrere Andere, zum Zeichen, daß sie mit dem großartigen Vorhaben trotz seiner Schrecklichkeit vollkommen einverstanden seien. Einige jedoch zauderten, als ob sie Gewissensscrupel hätten, und Einer von ihnen, Thomas Winter, wagte es schließlich, diesen Scrupeln Worte zu verleihen. „Unter den Lords und sonstigen Mitgliedern des Parlaments,“ sagte er, „sind auch Mehrere, welche unserem, dem alleinseligmachenden Glauben angehören, und dasselbe ist der Fall bei den Tausenden von Zuschauern, welche gewöhnlich das Schauspiel einer Parlaments-Öröffnung herbeilockt und von denen natürlich gar Viele bei der Sprengung des Palastes ihr Leben lassen müßten. Dürfen wir nun die große Sünde auf uns laden, unsere eigenen Glaubensbrüder zu tödten, und zwar ungewarnt zu tödten, so daß sie ohne Beichte und Absolution da-

Hinfahren?" Auf diesen Einwurf war Gatesby nicht gefaßt und er entgegnete daher auch nichts darauf; der Paterprovincial aber, das ist Heinrich Garnet, dessen Aussprüche für alle Katholiken Englands die Geltung von Orakeln hatten, ergriff augenblicklich das Wort und erklärte ohne Zaudern, daß die Skrupel des Thomas Wintergar keine Berechtigung hätten. „In einer belagerten Festung befänden sich, so lautete seine Erläuterung, immer auch etliche Freunde der Belagerer, welche von dem Belagerungsgeschütz nothlitten; aber deswegen höre man doch nicht auf zu schießen und eben so wenig scheue man sich vor einem Sturme. Gatesby's Plan sei also unbedingt anzunehmen, denn da derselbe der katholischen Parthei zum Vortheil gereiche und von der Sprengung des Parlamentspalastes jedenfalls eine größere Anzahl von Ketzern als von Rechtgläubigen betroffen würden, so dürfe man mit Fug und Recht alle zusammen dem Verderben weihen.“ Durch diesen Ausspruch Garnets wurden alle Bedenken gehoben und jeder der Anwesenden gab sofort dem Gatesby die Hand darauf, daß er ganz und gar mit ihm übereinstimme; dieser aber entwickelte darauf seinen Plan des Näheren und unterrichtete sie auch namentlich über den Ort, von wo aus die Mine angelegt werden könne. Kurz, es wurde in jener Nacht alles abgemacht, was zur Ausführung des gräßlichen Mordplans — er ist in der Geschichte meist nur unter dem Namen die Pulververschörrung bekannt — gehörte, und ehe sie sich gegen Morgen trennten, da feuerte sie der Provincial schließlich noch durch eine heiße Anrede an, ihren neu übernommenen Pflichten getreulichst nachzukommen. Zuletzt betete er mit ihnen und segnete sie; ihre Feinde aber verfluchte er bis in die unterste Hölle und schloß damit, daß er — die Worte sind in den Acten niedergelegt — seine Hände zum Himmel erhebend, ausrief: „Gott, vernichte eine treulose Nation, vernichte sie von der Erde der Lebendigen, damit wir voller Freude Jesu Christu das ihm gebührende Lob darbringen können!“

Das erste, was nun geschah, war, daß Thomas Percy nach Gatesbys Anordnung ein gewisses Haus miethete, welches der Eigenthümer schon seit längerer Zeit ausgeschrieben hatte, ohne — es befand sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande — einen Liebhaber zu demselben zu finden; er miethete es aber nicht sowohl

feiner Räumlichkeiten als seiner Lage wegen, denn der hinter demselben befindliche kleine Garten, den eine so hohe Mauer umgab, daß kein Blick der Neugierde hereindringen konnte, grenzte an den Hof des Palastes von Westminster und in diesem Palaste versammelte sich das Parlament. Kaum hatte sich übrigens Percy in den Besitz des besagten Hauses gesetzt, so zogen die andern Verschwornen sämmtlich zu ihm; doch thaten sie dieß nicht offen vor aller Welt, sondern ganz heimlich, so daß es Niemand merkte und sogar die nächsten Nachbarn darauf geschworen hätten, nur allein Percy mit seinem Bedienten — diesen spielte Tom Bates — wohne darin. Eben so heimlich wurden die nöthigen Lebensmittel ins Haus geschafft, denn für so viele Männer reichte natürlich das nicht aus, mit was sich Percy und sein Diener satt essen konnten, und ein tägliches Zuviel hätte natürlich mit der Zeit auffallen müssen. Am allersorgfältigsten aber verbarg man die Beschaffung der Hacken, Schaufeln, Brechstangen und ähnlichen Instrumente, deren man zur Grabung der Mine bedurfte, und es vergingen mehrere Wochen, bis man mit allen Vorbereitungen zu Ende kam. Endlich in der Nacht vom zehnten auf den elften December begann man mit der Arbeit und die zwölf Männer thaten von nun an, sich gegenseitig von Stunde zu Stunde ablösend, Tag und Nacht ihr Möglichstes. Sie hatten aber auch eine schwere Aufgabe, denn das Parlament sollte am 7. Februar 1605 eröffnet werden, und wenn sie die Mine bis dahin nicht fertig brachten, so schlug ihr ganzes Unternehmen fehl. Ein Glück also für sie, daß das Erdreich im Garten meist aus lockerem Boden bestand, der ihren Hacken und Schaufeln keinen harten Widerstand bereitete, und ein ferneres Glück, daß sie nur selten wegen Störung von außen durch mögliche Horcher im Graben inne halten mußten! Trotzdem wollten sie, als sie an die ungemein starken Grundmauern des Westminsterpalastes kamen, deren Durchbrechung ihnen, ihrer schlechten Werkzeuge wegen weit mehr zu schaffen machte, als sie sich ursprünglich gedacht hatten, schier verzweifeln und dachten bereits daran, die Sache ganz aufzugeben, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude erfuhren, die Eröffnung des Parlaments sei auf unbestimmte Zeit, also jedenfalls auf mehrere Monate hinausgeschoben. Jetzt arbeiteten sie mit erneutem Eifer und bis zum März war die neun Schuh dicke Mauer bis auf eine

dünne Scheidewand durchbrochen. Allein wie sie sich eben daran machten, auch diese vollends zu entfernen — Himmel und Erde, was hörten sie jetzt? Laute Stimmen von der andern Seite her, so daß ihnen kein Zweifel blieb, man habe ihr Geheimniß entdeckt! Augenblicklich verließen sie die Mine und eilten ihrem Hause zu, um sich mit Waffen zu versehen, denn sie wollten ihr Leben wenigstens so theuer als möglich verkaufen. Nur Guy Fawkes, der verwegenste und zugleich kaltblütigste von allen, blieb zurück, und hatte sogar die Kühnheit, seinen Kopf durch eine bereits entstandene Mauerlücke zu stecken und zu sehen, was auf der andern Seite vorgehe. Und was sah und hörte er nun? Wahrhaftig ganz und gar nichts Beängstigendes, sondern eher etwas, was ihn mit Freude erfüllen mußte. Jenseits der Mauer befand sich nemlich ein großer Keller, der sich gerade unter dem SitzungsSaale der Kammer der Lords hingog, und diesen Keller hatte ein Holz- und Kohlenhändler gemiethet; weil aber der Händler soeben gestorben war, so ließen dessen Erben das Brennmaterial fortschaffen, um die Kellermiethen nicht länger bezahlen zu müssen. Natürlich veräumte Fawkes keinen Augenblick, seine Mitverschworenen aus ihrer unnöthigen Angst zu reißen und diese sahen alsbald ein, daß sie aus dem Factum, das sie so eben erfahren, großen Nutzen ziehen könnten. Dieser aber bestand darin, daß Percy, sofort beauftragt, in aller Eile den Keller zu miethen und den Erben die sämmtlichen Holz- und Kohlenvorräthe abzukaufen, diesen Auftrag glücklich in Ausführung brachte, denn nun besaßen sie ein großes Gewölbe unter der Kammer der Pairs und in dieses konnten sie vermittelst ihres Minengangs so viel Pulver bringen, als sie nur wollten, ohne daß es irgend Jemand merkte. Solches geschah denn auch in der That und sie schleppten nach und nach nicht weniger als sechsunddreißig mit Pulver gefüllte Fässer — also übergenug Sprengmaterial, um den Westminsterpalast mit seiner ganzen Umgebung in die Luft fliegen zu lassen — in den Keller; diese Fässer aber überdeckten sie so kunstreich mit Holz, Reisackbündeln und Kohlen, daß durchaus kein Verdacht entstehen konnte, wenn es auch je Jemanden gelungen wäre, ohne ihr Vorwissen in den Keller hineinzusehen. Ueberdem beugten sie vor dem Eingang in ihre Mine eine ganze Mauer von leichtem Reisack

auf, um auch diesen dem Auge der Uneingeweihten zu verbergen, und es geschah somit mit Einem Worte alles, damit das furchtbare Geheimniß wohl verwahrt bleibe.

Inzwischen war die Eröffnung des Parlaments nach mehrmaliger Verschiebung definitiv auf den 5. November 1605, einen Dienstag, festgesetzt worden, und die Verschworenen trafen also im October ihre letzten Vorbereitungen. Darunter gehörte unter anderem die Absendung des Sir Edmund Baynham durch den Provincial Garnet an den Ordensgeneral Aquaviva in Rom, so wie die Beauftragung der beiden Patres Stanley und Owen sich sofort nach Madrid zu begeben und den König Philipp II. zu bewegen, daß er alsbald nach dem erfolgten Schlag in London zur Unterstützung der katholischen Sache in England ein spanisches Heer nach England herübersende. Ueberdem sandte Catesby den Ritter Eberhard Digby nach der Grafschaft Warwick ab, um sich in der ersten Verwirrung der achtjährigen Prinzessin Elisabeth, die sich dort bei dem Lord Harrington auf Besuch befand, zu bemächtigen, denn es sollte kein einziges Glied der Familie Jakob I. verschont bleiben. So war, wie es schien, für alles aufs beste gesorgt und die Urheber des Complots freuten sich schon zum voraus des Gelingens ihres Vorhabens. Da erhielt am Abend des 28. October eines der Parlamentsmitglieder, Lord Mounteagle, einen unterschriftlosen und mit verstellter Hand geschriebenen Brief, den ein Unbekannter, ohne auf Antwort zu warten, seinem Kammerdiener übergeben hatte, und dieser Brief lautete also: „Die Freundschaft, welche ich gegen Sie und einige ihrer Freunde hege, verpflichtet mich, über Ihrer Erhaltung zu wachen. Wenn Ihnen das Leben theuer ist, so richten Sie es so ein, daß Sie eine Entschuldigung finden, die Sie verhindert in dem nächsten Parlament zu erscheinen, denn Gott und die Menschen haben beschossen, daß die Gottlosigkeit dieses Jahrhunderts bestraft werde. Verachten Sie den Rath nicht, den ich Ihnen ertheile, sondern reisen Sie so bald als möglich auf Ihre Güter ab. Ein entsetzlicher Schlag wird das Parlament treffen und man wird die Hand nicht sehen, von der er kommt. Ja die Gefahr wird in so kurzer Zeit vorüber sein, als Sie brauchen, diesen Brief zu verbrennen. Ich hoffe, daß Sie durch die Gnade Gottes, den ich Sie in seinen Schutz zu nehmen

Bitte, einen guten Gebrauch von dem machen werden, was ich Ihnen hiermit eröffne.“ Lord Monteagle wußte nicht, was er aus dem Briefe machen sollte, aber da er als Katholik, der er war, befürchtete, möglicherweise später in Angelegenheiten zu kommen, wenn er das Schreiben verheimliche, so eilte er damit zum Staatssecretär Cecil, Grafen von Salisbury. Auch dieser konnte aus dem Inhalt nicht klug werden und meinte lächelnd, es sei wohl ein schlechter Spaß, um dem Lord Monteagle Angst einzujagen; doch hielt er es für seine Pflicht, den Brief auch dem Könige zu zeigen, um dessen Befehle darüber einzuholen, und auf diesen machte das Schreiben eine ganz andere Wirkung. Jacob I. gehörte nehmlich durchaus nicht unter die Muthigen dieser Erde und somit erschraek er nicht wenig über die Drohworte, welche der unbekante Warner gebrauchte. „Ein furchtbarer Schlag,“ sagte er zu sich selbst, „der fallen wird, ohne daß man weiß, woher er kommt; eine Gefahr, die eben so schnell vorübergeht, als man Zeit braucht, den Brief zu verbrennen — bei Gott, damit kann der Schreiber nur die Wirkung einer Pulverexplosion haben bezeichnen wollen.“ Er äußerte seinen Verdacht gegenüber dem Staatsminister und somit wurde der Lordkämmerer, Graf von Suffolk, beauftragt, alle Gewölbe unter dem Palaste von Westminster, besonders die unter dem Sitzungsaal des Parlaments, überdem aber auch die sämtlichen Keller der nächsten Nachbarschaft genau zu untersuchen; es sollte aber, um die Urheber einer Verschwörung, wenn eine bestünde, nicht vorzeitig zu warnen, so wie um das englische Volk nicht unnöthig zu erschrecken, falls an der ganzen Sache nichts wäre, diese Untersuchung erst in der Nacht vor der auf den fünften November anberaumten Sitzung des Parlaments stattfinden. So geschah auch wirklich und in der Nacht vom 4. auf den 5. November stieg der Graf von Suffolk in Begleitung einer Abtheilung der Garde und geführt von Winyard, dem Hausverwalter des Palastes in die Gewölbe von Westminster hinab. Er fand jedoch bei dieser seiner Wanderung nirgends etwas besonders Verdächtiges, nicht einmal in dem von Percy gemietheten Keller, denn das konnte doch nicht allzu sehr befremden, daß man da einen Burschen traf, der sich für einen Diener des Sir Percy, des Miethers des Kellers, mit Namen Johnson ausgab und der offenbar damit beschäftigt war, die Brenn-

materialien, von denen, wie er sagte, ein guter Vorrath heute erst gekauft worden sei, in Ordnung zu bringen. In diesem Sinne also fiel der Bericht aus, den Suffolk sofort dem auf ihn harrenden und von seinen Ministern umgebenen Könige abstattete; der Ministerrath jedoch fand es äußerst sonderbar, daß ein Privatmann, wie Percy, einen so außergewöhnlich großen Vorrath von Kohlen besitze, und nicht minder wunderte er sich darüber, daß der Diener des Percy noch in so später Stunde der Nacht in dem Keller herumhanthierte. Deswegen ließ man sofort eilends einen klügeren Mann, als den Lordkämmerer, nemlich den Friedensrichter Thomas Knevet holen und befahl ihm, nicht nur den Parlamentskeller genauestens zu untersuchen, sondern auch das Haus, welches Percy in der Nachbarschaft von Westminster gemiethet hatte, seiner näheren Aufmerksamkeit zu würdigen. Sir Thomas Knevet versah sich sofort mit gehöriger Bedeckung und eine Stunde nach Mitternacht stand er, ebenfalls vom Castellan Winhyard geführt, in dem großen Percy'schen Kohlenkeller. Wen traf er aber allda? Wiederum keinen andern, als jenen Mann, der sich für einen Diener des Percy, Namens Johnson ausgab und mit einer Blendlaterne unter der Thüre des Holz- und Kohlengewölbes stand. Sir Thomas befahl einem Constabler, sich des Mannes zu bemächtigen und dieß geschah sofort trotz seines verzweifeltsten Widerstandes. Man fand bei ihm ein Stück Zunder, drei Zündlunten, einen Rosenkranz, einen Dolch und eine Pistole. Ueberdem zeigte es sich, daß er gestiefelt und gespornt war, wie ein Mann, der im Begriff ist, eine Reise zu Pferd anzutreten. Dieß mußte natürlich im höchsten Grade auffallen und Sir Thomas, einsehend, daß hier ein falsches Spiel gespielt werde, gab sofort den weiteren Befehl, die sämtlichen Brennmaterialien um und um zu wenden. Man that's und siehe da, jetzt enthüllte sich der angebliche Kohlenkeller in seiner wahren Gestalt, denn zum entsetzlichen Schrecken der Anwesenden stieß man sofort auf die sechs- und dreißig Pulverfässer, mit denen wenige Stunden später der Westminsterpalast hätte in die Luft gesprengt werden sollen.

Das übrige ist bald erzählt. Der angebliche Johnson wurde noch in der Nacht — es war jetzt Morgens 4 Uhr — in das königliche Palais geführt, wo sofort unter dem Vorsitz Jakobs I.

ein Ministerrath zusammentrat und mit den Verhafteten ein strenges Verhör anstellte. Er bekannte sich zum Namen Guy Fawkes, so wie dazu, daß es seine Absicht gewesen sei, den Westminsterpalast zur Stunde der Eröffnung des Parlaments in die Luft zu sprengen. Neue zeigte er keine, sondern er war vielmehr wüthend darüber, daß ihm sein Plan nicht gelungen sei. Auch verweigerte er hartnäckig die Nennung seiner Mitverschworenen, indem er alles für sich gethan haben wollte. Zwei Tage später jedoch, als er glaubte, dieselben hätten nun Zeit genug gehabt, sich durch die Flucht zu retten, entriß ihm die Folter, auf die man ihn spannte, ein vollständiges Bekenntniß und man konnte also auf die sämtlichen Verschworenen fahnden. Diese hatten, von einem Boten des Pater Desmond, der die Verhaftung des Guy Fawkes erfuhr, gewarnt, alsbald die Flucht nach der Grafschaft Warwick ergriffen, wo sich Digby zur Ergreifung der Prinzessin Elisabeth bereit hielt und einen kleinen Anhang um sich sammelte. Weil aber sofort der Sheriff der Grafschaft, Richard Walsh, an der Spitze von mehreren tausend Soldaten gegen sie marschirte, so retteten sie sich mit ihren wenigen Freunden, die hier zu ihnen stießen, nach dem festen Schlosse Holbeach in der Grafschaft Stafford, dessen Besitzer Stephan Littleton als ein guter Katholik sich nicht weigerte, sie aufzunehmen. Hier wollten sie sich bis auf den letzten Mann wehren, denn besser dünkte es ihnen, mit den Waffen in der Hand zu sterben als elendiglich auf dem Schaffote zu endigen. Durch einen Zufall jedoch fing ihr Pulvervorrath, den sie, weil er naß geworden war, zum Trocknen auf den Ofen gelegt hatten, Feuer und verbrannte Viele von ihnen — ihrer waren zusammen etliche und achtzig — dergestalt, daß sie sich gar nicht mehr zur Wehre setzen konnten. So gelang es den K. Truppen mit Leichtigkeit, in das Schloß einzubringen und gleich im ersten Handgemenge wurde Robert Keyes, Christoph Wright und ein weiteres Duzend niedergemacht, während Grant, Digby, Kookwood und Bates mit zehn Genossen sich gefangen geben mußten. Dem Robert Winter nebst Francis Tresham, Stephan Littleton und einigen andern gelang es zu entkommen, doch nur, um wenige Tage später ebenfalls eingefangen zu werden. Robert Catesby aber, gefolgt von Thomas Percy und Thomas Winter, verschanzte sich in einem kleinen

Thurme und alle Drei schwuren, eher zu sterben als sich zu übergeben. Bei zweien ging der Schwur in Erfüllung, denn Gatesby und Percy wurden nach langer tapferer Gegenwehr durch Musketenschüsse getödtet, Thomas Winter aber gerieth noch lebend, obwohl schwer verwundet, in die Gewalt seiner Feinde. Sämmtliche Gefangene brachte man sofort in den Tower nach London, in welchem auch Guy Fawkes saß. Man verhörte sie einen nach dem andern und sie gestanden sämmtlich ihr Verbrechen ein, ohne daß man erst nöthig gehabt hätte, sie mit der Folter zu quälen. Das Verbrechen des Hochverraths war also erwiesen und der Urtheilsspruch konnte somit nicht anders lauten als auf Tod durch „Henkerhand.“ Auch wurde dieses Urtheil bei allen denen, welche ich oben genannt habe, auf dem freien Platze vor dem Westminsterpalaste am 30. Januar 1606 vollzogen und nur die leichter Gravirten, welche erst in der Grafschaft Warwick zu den Hauptverschworenen gestoßen waren, kamen mit Gefängnißstrafe und nachheriger ewiger Verbannung aus Großbritannien weg. Doch konnte es der Gerechtigkeit an diesen Opfern nicht genügen, so lange die intellectuellen Urheber frei herumliefen, und daß diese in den Jesuiten zu suchen seien, darüber hegte die englische Regierung nicht den geringsten Zweifel. Es ging dieß ja schon aus gewissen aufgefangenen Briefen zur Genüge hervor, und wenn auch die gefangenen Verschworenen gegen die von ihnen so überaus hoch geschätzten Patres in der Regel nicht viel Gravirendes aussagten, so lagen doch wenigstens einzelne Bekenntnisse vor, durch welche die Theilhaberschaft der Patres Garnet, Gerard, Tesmond und Oldkorn an der Verschwörung aufs evidenteste bewiesen wurde. Demgemäß machte die Regierung am 15. Januar 1606 durch ein eigenes Edict, welches man allüberall im Reiche an die Kirchthüren anschlug, bekannt, daß kein Mensch bei schwerer Pön sich unterstehen dürfe, die genannten vier Jesuiten zu beherbergen oder ihnen Unterschlief zu geben, sondern daß dieselben vielmehr, wo man sie treffe, gefangen zu nehmen und sofort gegen gute Belohnung in die Hände der Justiz einzuliefern seien. Offenbar lag also dem Könige und seinen Rätthen sehr viel daran, der genannten Loyoliten habhaft zu werden und wäre es auch nur, um der Welt zu zeigen, welch' ruchlose Zwecke der Orden Jesu verfolge und mit welch' noch ruch-

loseren Mitteln er dieselben ins Werk zu setzen suche. Allein deswegen gelang es doch den Patribus Gerard und Desmond auf das Festland von Frankreich hinüber zu entkommen, und die beiden andern, Garnet und Odekorn wären beinahe ebenfalls gerettet worden. Diese hatten sich nehmlich mit ihren Bedienten nach Kenlip in das Schloß eines guten Katholiken Namens Abington geflüchtet und hielten sich da längere Zeit in einem Schornsteine so gut verborgen, daß man ihren Schlupfwinkel nicht entdeckte, trotzdem man wußte, daß sie im Schloß seien. Endlich aber, wie man alle Domestiken Abingtons durchaus entfernte und diesen selbst Tag und Nacht strengstens bewachte, nöthigte der Hunger die drei Eingesperrten, ihr enges Loch zu verlassen, und man brachte sie sofort in den Tower nach London, wo sie anfangs Februar ankamen. Der Jubel über ihre Beifahrung war groß; doch wurde er dadurch in etwas getrübt, daß der Bediente Garnets sich sofort gleich in der ersten Nacht mit einem kleinen Messer, das er zu verbergen gewußt hatte, den Unterleib aufriß, damit er vorher stürbe, ehe er, auf die Folter gebracht, durch die Schmerzen zu Geständnissen gezwungen würde, und daß er auch in der That diesen Zweck erreichte, Noch widerwärtiger berührte es die Untersuchungsrichter, daß sowohl Garnet als Odekorn jede Theilhaberschaft an der Verschwörung, ja sogar jedes Wissen von derselben hartnäckig leugneten und längere Zeit durch keinerlei Vorhalte von diesem Tugendssystem abzubringen waren. Endlich nahm man zur List seine Zuflucht. Das heißt: einer der Gefangenwärter mußte sich stellen, als wäre er ein eifriger, obwohl heimlicher Katholik, und derselbe spielte auch seine Rolle so gut, daß Garnet ihm bald vollkommenes Zutrauen schenkte. Die Folge hievon war, daß er ihm Briefe zur Besorgung übergab und zwar Briefe sowohl an seinen Mitgefangenen Odekorn, als auch an einige in London wohnende vornehme Katholiken. Aus diesen Briefen aber erhellte nur zu deutlich, daß alles das vollkommen wahr sei, was die beiden Patres bis jetzt mit so furchtbarem Eigensinn geleugnet hatten, und so wurden sie denn, nachdem sie endlich ein Geständniß abgelegt, wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt. Auch vollzog man dieses Urtheil am 3. Mai 1606 mit all der Barbarei, welche früher noch an das Henken ge-

knüpft war und die beiden Missethäter starben also den Tod, den sie verdient hatten, zum mindesten zwei oder dreimal.

Ein solches Ende nahm es mit jenem jesuitisch-papistischen Attentate, welches unter dem Namen der „Pulververschö- rung“ eine so große Berühmtheit erlangt hat, und man kann sich nun wohl denken, woher es kam, daß die englische Nation von jetzt an einen so ungeheuren Haß, einen solch' unverilgbaren Abscheu gegen alles, was jesuitisch hieß, hegte. In diesem Hasse ging übrigens König Jacob I. allen seinen Unterthanen mit gutem Beispiele voran, und so wie es später ein Mitglied des Ordens Jesu wagte, die Grenzen seines Reichs, wenn auch vielleicht mit ganz friedfertigen Gesinnungen, zu berühren oder gar zu überschreiten, so ließ er dasselbe, wenn man sich seiner bemächtigen konnte, ganz sicher hinrichten. Da kam denn doch einiger Schrecken über die Societät und sie hütete sich fernerhin, des Königs Gebot zu übertreten. Dagegen rächte sie sich dadurch, daß sie den König Jacob aufs schimpflichste verlästerte und umgekehrt den Verschwörer Garnet als einen Märtyrer und Glaubenshelden unmittelbar in den Himmel versetzte. Nach Jacob's I. Tod glaubten übrigens die Söhne Loyola's ihr Haupt wieder kühner erheben zu dürfen, denn sein Nachfolger Karl I. hatte eine katholische Prinzessin — aus dem französischen Königsgeschlecht — zur Gattin, und that dieser seiner Gattin alles zu lieb, was er ihr nur an den Augen ab sah. Sie aber, die Königin, war von streng religiösem Sinn, und ihr Gewissensrath begünstigte den Orden Jesu ganz ungemein. Was Wunder also, wenn die Jesuiten jetzt ihre Taktik änderten, und nicht mehr mit Blut und Eisen, sondern mit einschmeichelnden Worten ihr Ziel zu erreichen suchten! Ach, sie hatten ja Grund zu hoffen, daß sie mit der Zeit den König ganz auf ihre Seite bekommen und durch seine Begünstigung einen glorreichen Einzug in England halten konnten. Sie hatten Grund, dieß zu hoffen, denn König Karl gab bei seiner Verehlichung das förmliche Versprechen, nach seiner Thronbesteigung die katholische Religion zur herrschenden in England zu machen, und begann auch in der That seine Regierung damit, daß er die wichtigsten Staatsämter mit lauter Katholiken besetzte. Dennoch kam es nie zur Verwirklichung der jesuitischen Hoffnungen, sondern umgekehrt büßte König Karl die Fehler seiner

Regierungsweise auf dem Schaffot und mit seiner Hinrichtung verlor der Katholicismus auf lange Zeit allen Grund und Boden auf der brittischen Insel.

Anderz schien dieß unter Karl II., welcher bekanntlich nach Cromwell's Tode den Thron seiner Väter wieder erlangte, werden zu wollen, denn einmal war dieser Monarch fast ganz in den Händen seiner Mätressen, und da ihn mit diesen der Pater La-Chaise, der berühmte Beichtvater Ludwigs XIV., furnierte, so läßt sich denken, daß dieselben die Vortheile des Ordens Jesu nicht aus dem Auge ließen. Zum zweiten brachte die Königin, welche sich als eine portugiesische Prinzessin natürlich zum rigorossten Katholicismus bekannte, einen Jesuiten Namens Anton Fernandez als Beichtvater mit nach London, und dieser Gewissensrath beherrschte sie so vollkommen, daß sie alle seine Wünsche zu den ihrigen machte. Zum dritten endlich trat der Bruder des Königs und sein wahrscheinlicher Nachfolger (der König hatte keine legitimen Kinder), der Herzog von York, welcher den ganzen Staatsrath beherrschte, schon sehr frühe heimlich zur alleinseligmachenden Religion über, und machte diesen seinen folgeschweren Schritt auf das Andringen seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters Simons, später sogar öffentlich, um ja den Engländern keinen Zweifel mehr über seine eigentliche Denkungsweise zu lassen. So lebte also König Karl II. in einer fast durchaus katholischen, das ist in einer vom reinsten Jesuitismus inspirirten Umgebung, und man konnte es also den Söhnen Loyola's nicht verübeln, wenn sie meinten, der König müsse wohl oder übel sich ebenfalls öffentlich zum Katholicismus wenden, und in Folge dessen nicht bloß die strengen Gesetze, welche immer noch gegen den Orden Jesu bestanden, aufheben, sondern den letzteren geradezu in England einführen. Doch geschah von allem dem nichts, denn Karl II. hatte das traurige Schicksal seines Vaters noch allzulebhaft im Gedächtniß, als daß er sich einem ähnlichen hätte aussetzen mögen, und somit wurde er weder öffentlich ein Abtrünniger der bischöflichen Kirche, noch änderte er etwas an den Gesetzen gegen die Jesuiten, so daß diese also nur geduldet, keineswegs aber in berechtigter Weise am Hofe existirten.

Wie urplötzlich aber schlug der Wind um, als endlich anno 1685 Karl II. starb und der Herzog von York unter dem Titel Ja-

cobz II. den englischen Thron bestieg! Ha, jetzt hatten die Söhne Loyola's Grund zum Jubeln und Zuchheien, denn der neue König ließ sich ja von seinem Beichtvater, dem Pater Peters, dem Nachfolger des Pater Simons, gänzlich beherrschen und die ganze Staatsmaschine bewegte sich von jetzt an nach den Grundsätzen und Befehlen der Societät Jesu. Nur schade, daß das englische Volk nicht die Lethargie einer lange Zeit vom Despotismus unterdrückten Nation besaß; schade nur, daß die Protestanten sich selbst vor einer Empörung nicht fürchteten, wenn es sich um die Freiheit ihres Gewissens und ihrer Religion handelte; schade, daß nach drei Jahren schon dem Könige keine andern Anhänger mehr blieben, als die paar Jesuiten und Jesuitenfreunde, in deren Arme er sich geworfen, und daß er bei der Landung seines protestantischen Schwiegersohns, des Prinzen Wilhelm III. von Oranien, in England über Hals und Kopf nach Frankreich flüchten mußte! Die Begünstigung des Jesuitismus kostete ihm den Thron und alle Bemühungen von seiner und seiner Nachkommen Seite, diesen je wieder zu erlangen, schlugen fehl; mit ihm aber mußten auch die Söhne Loyola's aus Großbritannien entweichen und ihrer Wiederkehr ward durch die strengsten Gesetze ein ewiger Niegel vorgesezt.

Drittes Kapitel.

Der Mordmord an den Prinzen Wilhelm und Moriz von Oranien.

Wie die Bewohner der Niederlande und des Seelandes durch die despotische Grausamkeit Philipps II., der sie ihrer politischen und religiösen Freiheit zumal berauben wollte, zur Verzweiflung getrieben endlich im Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Fahne des Aufbruchs erhoben und in ihrem Grimm vor keiner Gefahr mehr zurückbeugend, trotzdem sie bei weitem die schwächeren und ärmeren waren, das spanische Joch, obwohl erst nach einem Kampfe von nahezu vierzig Jahren, total abschüttelten, davon hat der Leser ohne Zweifel aus der allgemeinen Weltgeschichte schon das Nöthige erfahren, und es wäre daher nur die Zeit vergeudet, wenn ich diesen großartigen Kampf des Näheren schildern wollte. Nicht unterlassen aber darf ich, darauf hinzuweisen, daß die Söhne Loyola's an demselben gleich von Anfang an den allereifrigsten Antheil nahmen und daß König Philipp II., der Despot und Tyrann, in niemanden einen energischeren Freund, die Niederländer aber, die Kämpfer um Freiheit und Wahrheit, in niemanden einen eingeleischteren Feind fanden, als eben in den Söhnen des Ignatius Loyola. Alle Mittel waren ihnen recht, wenn sie nur dahin führten, den Niederländern zu schaden oder dem Könige von Spanien zu nützen, und sie scheuten sich eben so wenig vor der Gewalt, als vor dem

Trug und der Hinterlist. So ist es eine erwiesene Thatsache, daß sie in ihren verschiedenen Collegien zu Antwerpen, Doornik, Brügge, Duway, Maastricht, Gröningen, Nymwegen, Herzogenbusch, Breda u. s. w. Waffen und Pulver für die Spanier vorräthig hielten, und in Utrecht machten sie sich gar des Hochverraths schuldig, indem sie die Stadt dem Feinde in die Hände spielen wollten. Man machte deshalb auch dem Rector ihres dortigen Collegiums, dem Pater Johann Baptist Bodden, dem Procurator Gerward Posmann und dem Coadjutor Philipp Nottin den Proceß, das heißt: sie wurden auf den Ausspruch des Gerichtshofes als der Verrätherei überwiesen, auf öffentlichem Marktplatze enthauptet. Ganz dasselbe Schicksal hätten noch viele von ihnen verdient, denn insgeheim versuchten sie es überall mit dem Hochverrath an dem niederländischen Volke, und deswegen war auch dieses oft so wüthend auf sie, daß das ganze Ansehen der Magistrate und Behörden dazu gehörte, um sie vor dem Zerrissenwerden zu schützen. Am allermeisten jedoch wurde der Haß gegen sie erregt durch die schändliche Handlungsweise, welcher sie sich gegen das Haus Oranien schuldig machten, und wenn man damals, als sie diese teuflischen Handlungen begiengen, ihrer habhaft geworden wäre, so würde sicherlich kein Einziger mit dem Leben davon gekommen sein.

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß Wilhelm I., Prinz von Oranien und Graf von Nassau, genannt „der Schweigsame“, in dem Kampfe des niederländischen Volkes um seine Befreiung vom spanischen Joch nicht bloß eine bedeutende Rolle spielte, sondern daß er vielmehr geradezu als der Gründer der niederländischen Freiheit angesehen werden darf. Er war es ja, der sich anno 1570 an die Spitze der großen Bewegung stellte, und nur seiner Klugheit, seiner Tapferkeit, seinen Talenten verdankten es die Generalstaaten, daß sie nicht gleich im Anfang schon von der spanischen Uebermacht erdrückt wurden. Kann sich nun aber unter solchen Umständen noch Jemand darüber wundern, wenn „der Schweigsame“ den besondern Haß des Königs Philipp und seiner getreuen Freunde, der Jesuiten, auf sich lud? Kann man sich darüber wundern, wenn die Letzteren beschloßen, zu allen Mitteln, auch den äußersten, zu schreiten, um sich eines so furchtbaren Gegners zu entledigen? Wahrhaftig, wenn überhaupt irgend

einmal, so war es hier, bei dem Prinzen von Oranien, am Platze, den Lehrsatz vom erlaubten Königsmord practisch anzuwenden, denn es lebte damals kein Mensch auf Erden, welcher dem Gelingen der jesuitischen Plane größere Hindernisse in den Weg gelegt hätte, als er, und überdem gab es Niemanden, der ihn hätte ersetzen können. Nieder also mit ihm, dem schwer Verhafteten; nieder mit ihm durch Gift oder Dolch, oder Pulver und Blei, damit über seinem Leichnam die holländische Nation wieder ins alte Joch der Tyrannei und des Aberglaubens geschmiedet werden könne!

Der erste Mordangriff auf den Prinzen Wilhelm geschah durch Johann Faureguy, einen Jüngling von noch nicht fünfundzwanzig Jahren, und die näheren Umstände sind folgende. Zu Anfang des Jahres 1582 sah sich ein zu Antwerpen etablirter Spanier, Namens Caspar Anaastro auf dem Punkte, Banquerott zu machen, und klagte also seine traurige Lage einem vertrauten Freunde, der sich unter dem Namen Juan de Ysunka bei ihm aufhielt, in Wahrheit aber kein anderer war, als ein verkleideter Jesuitenpater, denn offen durfte sich damals kein Mitglied des Ordens in Antwerpen zeigen. Einige Zeit später machte ihm nun sein Freund Ysunka, der inzwischen eine kleine Reise gemacht hatte, ohne Zweifel um mit seinen Oberen Rücksprache zu nehmen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Eröffnung, daß es ein Mittel gebe, durch das er sich aus seiner fatalen Lage ziehen könne, und zwar ein sehr verdienstliches Mittel; nur gehöre einiger Muth dazu, dasselbe in Ausführung zu bringen. Natürlich wollte Anaastro sofort das Nähere wissen und erfuhr nun, daß es sich um die Ermordung des Prinzen von Oranien handle, für welche That die Summe von achtzigtausend Ducaten ausgesetzt sei. Dieses Anerbieten reizte ihn außerordentlich, und da ihn Ysunka auch noch vom Standpunkte des religiösen Fanatismus zu bearbeiten verstand — er versprach ihm, wenn er die Welt von diesem gräßlichen Kezer befreie, einen Platz im Paradiese, gerade in der Mitte zwischen Jesus und der Maria — so sagte derselbe endlich zu, den Mord zu begehen. Allein zwischen Handeln und Sprechen ist ein himmelgroßer Unterschied, und Einer, der niederträchtig genug ist, eine Schandthat begehen zu wollen, besitzt deswegen nicht auch zugleich die Kraft, sie begehen zu können. Dieß zeigte sich sofort

bei Anastro, der viel zu feig war, den versprochenen Mord auch nur zu versuchen. Dagegen wandte er sich an seinen bisherigen Cassier, Namens Venero, der schon viele Jahre bei ihm in Diensten stand und jedes seiner Geheimnisse kannte, ob nicht vielleicht dieser, natürlich gegen Theilung des Lohns, in Person in die Lücke treten wolle, oder aber doch wenigstens ein Individuum namhaft machen könne, welches die That vollführe. Für sich selbst lehnte Venero unbedingt ab, obwohl nicht aus Abscheu, sondern aus Furcht; allein er kannte einen fanatischen jungen Menschen, Namens Johann Faureguy, und diesen schlug er vor, für die Sache zu gewinnen. Nun wie Anastro willigten ein, und alle Drei bearbeiteten nun den jungen Fanatiker so lange, bis derselbe von der glühendsten Begeisterung erfaßt wurde. Er schwur also, er wolle um den Himmel zu verdienen, den Prinzen von Oranien, den Erbfeind der katholischen Sache, aus der Welt schaffen, und bestimmte den 18. Mai zur Ausführung der That. Auch nahm er hierauf bei seinem gewöhnlichen Beichtvater, Antonius Timerman, einem Dominikanermönch, das Abendmahl, und da ihn dieser in seinem lobenswürdigen Vorhaben, das ja rein zur Ehre Gottes unternommen werde, noch bestärkte, so sehnte er sich förmlich nach der Stunde, in welcher er den Mord zu begehen versprochen hatte. Nicht so wohl zu Muth war es dagegen dem Anstifter der Schandthat, dem sogenannten Juan de Huska, denn so wie der 18. Mai näher und näher rückte, so verschwand er plötzlich mit seinem Freunde Caspar Anastro aus Antwerpen, und die beiden brachten sich beim Prinzen von Parma, in der Stadt Tournay, in Sicherheit. Sie dachten, der Jüngling könnte, wenn über der That gefangen genommen und sodann auf die Folter gebracht, ihre Namen nennen, und in diesem Fall wären natürlich ihre Tage gezählt gewesen, so bald man sie erwischt hätte; in Tournay aber dominirten ihre Freunde, die Spanier, und sie konnten also von da aus den Strafgerichten des Oraniers Hohn sprechen. Endlich kam der vielbesprochene Tag herbei, an welchem Faureguy sein blutiges Vorhaben ausführen wollte. Es war ein Sonntag und der Prinz von Oranien begab sich deßhalb, wie er an allen Sonntagen gewöhnt war, in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Ihm folgte Faureguy, festtäglich gekleidet, auf dem Fuße, allein er konnte wegen der star-

ten Begleitung des Prinzen nicht in seine Nähe kommen. Von der Kirche begab sich der Dranier in die Citadelle zurück, in welcher er residirte, und setzte sich da bei offenen Thüren, so daß Jedermann zusehen konnte, mit seiner Familie und einigen ausgezeichneten Gästen zu Tische. Nach Tisch meldete man ihm, daß ihn ein Bittstellender zu sprechen wünsche, und er stand sofort auf, um aus dem Speisesaale in ein Nebenzimmer zu gehen; wie er aber da eintrat, fiel ein Schuß und er fühlte sich hinterwärts von einer Kugel getroffen, welche unter dem rechten Ohr eindrang, durch die obere Kinulade fuhr und durch den linken Backen wieder hinausging. Er stürzte zusammen, als wäre er vom Himmel herabgefallen, denn der Schuß war so nahe an ihm abgefeuert worden, daß sogar seine Haare von dem Pulverblitz Feuer fingen und er im ersten Momente nicht anders glaubte, als die Citadelle stürze über ihm zusammen. Die Dohnmacht dauerte jedoch nicht allzu lange, und als er wieder zum Bewußtsein gelangte, beeilte man sich, ihm zu melden, daß ein Meuchelmörder auf ihn geschossen habe. „So schont sein Leben,“ rief er nun, „und bringt ihn vor mich, sobald ich verbunden bin, denn ich will ihn selbst verhören.“ Gewiß ein äußerst großmüthiger Befehl, der die Herrlichkeit seines Charakters ins schönste Licht stellt! Ueberdies ein äußerst kluger Befehl, weil man nur auf diese Weise die wahren Urheber — und daran lag doch unendlich viel — mit Sicherheit entdecken konnte! Leider jedoch kam der besagte Befehl um eine Viertelstunde zu spät, indem die Gäste des Draniers sich alsbald nach dem Abfeuern des Schusses auf den Attentäter warfen und ihn in ihrer ersten Wuth mit ihren Schwertern buchstäblich zerstückelten. Beinahe hätte man also, da ihn Niemand kannte, nicht einmal erfahren, wer er nur sei; allein wie man die Taschen seiner Kleider untersuchte, fand man einen jesuitischen Katechismus, sowie eine Schreibtafel, auf der alles notirt war, was man zu wissen begehrte. Man erfuhr also nicht nur, wie er selbst, sondern auch wie seine Mitschuldigen hießen, und setzte sofort alle verfügbaren Kräfte in Bewegung, um diese Attentäter zu fahen. Es gelang solches aber aus den bereits weiter oben angeführten Gründen bloß bei Venero, dem ehemaligen Kassier Anastro's sowie bei Timerman, dem Dominikanermönche, und da beide, auf die Folter gebracht, ein umfassen-

des Geständniß ablegten, so verurtheilte man sie natürlich nach damaliger Sitte zu einem außerordentlich martervollen Tode. Dieses Urtheil wurde aber nur theilweise vollzogen, das heißt der hochherzige Wilhelm schenkte ihnen die Martern und begnadigte sie zum Tod durch Erdrösselung, worauf dann ihre Körper, in vier Theile zerschnitten, zum abschreckenden Beispiel auf sehr hohe Pfähle gesteckt wurden. Auf diesen blieben sie vier Jahre lang, bis anno 1586 die Spanier in Antwerpen einrückten; da aber nahmen sie die Jesuiten, welche sich überall, wo die Spanier wieder einen Platz eroberten, alsbald ebenfalls einstellten, herab, stellten ein solennes Begräbniß mit ihnen an, und behandelten sie überhaupt nicht anders, denn als Märtyrer, welche für eine gute Sache den Heldentod gestorben.

Wilhelm von Dranien genas vollständig von der schweren Wunde, welche ihm der fanatisirte jesuitische Emissär Jaureguy beigebracht hatte; allein er genas nur, um einige Jahre später einem neuen jesuitischen Attentate zu erliegen, trotzdem die Söhne Loyola's sofort nach dem Mordangriff aus allen Provinzen Hollands verbannt worden waren und man auf jeden, den man für einen heimlichen Anhänger derselben oder gar für ein verkleidetes wirkliches Mitglied hielt, eine wahre Hezjagd anstellte. Genug, es war in den ersten Tagen des Monats Mai 1583, da empfing der Schweigsame einen Hochburgunder bei sich, der sich ihm als einen eifrigen Reformirten, sowie als den Sohn eines Märtyrers für die neue Religion vorstellen ließ und welcher hierüber die besten Empfehlungsbriefe aufweisen konnte. Dieser Mensch hieß bei seinem wahren Namen Balthasar Geraerts oder Gerhard, allein er nannte sich Balthasar Guyon und seine Ausweise besagten, daß er der Sohn eines gewissen Guyon sei, der wenige Jahre zuvor in Besançon seines hugenottischen Glaubens wegen hingerichtet worden war. Wie übrigens mit dem Namen, so trieb Gerhard auch mit der Confession ein falsches Spiel, denn er affectirte einen großen Eifer für den protestantischen Cultus, besuchte regelmäßig die protestantische Kirche und man sah ihn nie anders, als mit der Bibel in der Hand, während er doch der fanatischste Katholik war, den es nur geben konnte. Doch dies Alles kam erst später heraus und bei seinem ersten Erscheinen am

Hofhalt des Oraniers wußte er sich so gut zu verstellen, daß kein Mensch in die Wahrhaftigkeit seiner Angaben auch nur den mindesten Zweifel setzte. Der Schweigsame nahm ihn daher in seine Dienste und gebrauchte ihn zu allerhand Missionen, welche Verstand und Gewandtheit erforderten, namentlich auch seiner Sprachkenntnisse wegen zu Auspionirung des feindlichen Lagers. Von einer dieser Missionen nun kam Gerhard im Anfang des Juli 1584 nach Delft, wo sich eben damals Wilhelm von Oranien befand, zurück und wurde sofort ohne Schwierigkeit bei dem Prinzen, der sich noch im Bette befand, vorgelassen. Er stattete demselben genaue Bericht ab über das, was er erfahren, und der Schweigsame bezeugte sich so zufrieden mit dem Resultate, daß er Befehl gab, dem geschickten Emissär zum Lohn für seine Dienste eine bedeutende Summe auszuzahlen. Ueberdem bemerkte er ihm noch persönlich, er würde ihm mit Nächstem eine neue wichtige Sendung anvertrauen, und derselbe solle sich daher in einigen Tagen abermals im Schlosse einfinden. So schieden sie, wie es schien, beiderseitig sehr zufrieden mit einander, und die Umgebung des Oraniers betrachtete den Guyon, wie er damals (siehe oben) hieß, nicht anders, als für einen Lieblingsbediensteten des Herrn, dem man bei seinem Gehen und Kommen das tiefste Vertrauen schenken dürfe. Am 10. Juli Morgens erschien Gerhard wieder im Palaste und ließ sich beim Prinzen melden; allein dieser, anderweitig beschäftigt, nahm ihn nicht an und bestellte ihn auf den Nachmittag. Nun ging Gerhard in den Hof hinab und trieb sich da längere Zeit herum, ungefähr bis Mittags ein Uhr. Um diese Zeit hatte sich Wilhelm in den Senat zu begeben und betrat, nur von Wenigen begleitet, ebenfalls den Hof. Da ging Gerhard schnell auf ihn zu, trat ganz nahe an ihn heran, wie um ihm etwas zu sagen, und schoß, wie er ihm hart auf den Leib gerückt war, eine mit drei Kugeln geladene Pistole auf ihn ab. Mit dem Rufe: „Herr erbarme Dich meiner Seele und meines Volkes!“ sank Wilhelm von Oranien zusammen, denn er fühlte sogleich, daß er tödtlich getroffen sei. Man hob ihn auf, trug ihn in seine Gemächer und holte eilends die Aerzte herbei; allein ehe diese noch kamen, war er bereits in den Armen seiner Gemahlin verschieden, ohne daß er noch ein weiteres Wort hätte sprechen können. Unterdessen hatte

der Mörder, sowie er den Schuß gethan, die Flucht ergriffen, und die allgemeine Bestürzung benützend, in der sich Jedermann befand, gelang es ihm, die Wälle der Stadt Delft ganz unbehelligt zu erreichen. Doch hier, wie er sich eben anschickte, die Gräben zu überspringen, holten ihn die Gardes des Prinzen, die sich endlich zu seiner Verfolgung ermannten, ein, stürzten sich mit Wuthgeschrei auf ihn und bemächtigten sich seiner mit leichter Mühe. Sogleich trat der Staatsrath zusammen, den Meuchelmörder zu verhören, und dieser legte sofort ein ganz offenherziges Geständniß ab. „Er heiße,“ sagte er, „Balthasar Gerard, sei zu Ville in der Franche-Comté geboren und zähle jetzt sechsundzwanzig Jahre. Seine falschen Papiere,“ fuhr er fort, „habe er sich dadurch verschafft, daß er vor etlichen Jahren schon bei dem Sekretär des Grafen von Mansfeld, mit Namen Jean Dupré, in Dienste getreten sei und sich hier offene Blankette, die mit des Grafen Unterschrift versehen und von Dupré auszufüllen waren, verschaffte; der Entschluß aber, den Prinzen von Oranien zu ermorden, sei in ihm erst dann recht lebendig geworden, als Jaureguy den bekannten Fehlschuß gethan. Doch hätten ihn Gewissenszweifel längere Zeit von der Ausführung des Verbrechens abgehalten und er wäre wohl nie dazu fähig gewesen, wenn er nicht im Laufe des vergangenen Monats März in Trier, wohin ihn sein Beruf geführt, eines andern belehrt worden sein würde. Dort aber habe er den Rath eines Jesuitenpaters eingeholt und von diesem sei er nicht bloß in seinem Vorsatz bestärkt, sondern auch belehrt worden, daß es um einen solchen Mord ein äußerst verdienstliches Werk sei; ja daß er sich sogar, wenn er je dafür den Tod erleiden müßte, einen sichern Platz im Paradiese erwerbe und in die Zahl der heiligen Märtyrer aufgenommen würde. Noch nicht ganz zufriedengestellt durch den Rath dieses einzelnen Paters hätte er sich sofort nach einander an drei weitere Patres, lauter Mitglieder des gesegneten Ordens Jesu, gewandt, ihnen gebeichtet und von allen dieselbe Zusicherung der ewigen Seligkeit erhalten. So sei endlich der Entschluß in ihm zur Reife gediehen und er habe die That vollbracht, ohne irgend Reue deshalb zu spüren.“ Alles dies gestand Gerard ganz freiwillig gleich im ersten Verhöre; von Mitschuldigen aber wollte er nichts wissen und was die Namen der vier Jesuiten anbelangt, so

erklärte er, dieselben nicht zu kennen. Den Tag darauf, am 11. Juli, brachte man ihn, um die ganze Wahrheit zu erfahren, auf die Folter; doch setzte er nichts Neues hinzu, als daß er einige Wochen später, nachdem er von Trier nach Tournay gereist, sein Vorhaben dem Prinzen von Parma, Lieutenant des Königs von Spanien und Statthalter der Niederlande, eröffnet habe und von diesem sowohl als dem deshalb herbeigerufenen Präsidenten des Regentschaftsraths, Christoph von Assomville, darin eifrigst bestärkt, beziehungsweise mit Versprechungen und glänzenden Hoffnungen überhäuft worden sei. In einem spätern Verhöre, das man am 12. Juli mit ihm anstellte, wiederholte er diese seine Angaben und da nicht der geringste Grund vorlag, in dieselben einen Zweifel zu setzen, so verurtheilte man ihn bereits am 14. jenes Monats zum Tode. Nicht übrigens zu einem gewöhnlichen Tode, sondern zu einem durch die fürchterlichsten Martern verschärften, den man auch sofort, gleich den Tag darauf, am 15., in Vollzug setzte. Erst verbrannte man ihm mit einem glühenden Eisen die Hand, mit der er den Schuß gethan. Dann riß man ihm mit heißen Zangen die fleischigen Theile seines Körpers Stück für Stück aus. Endlich zerhackte man ihn noch lebend in vier Stücke, von unten beginnend; das vierte, das Bruststück aber öffnieten die Henker mit raschem Schnitt, nahmen das noch zuckende Herz heraus und schlugen es ihm um's Gesicht, indem sie schriean: „Mörder, erinnere Dich unseres ermordeten Vaters!“ Länger als zwei Stunden dauerte die gräßliche Marterscene und selbst dann, als die letzte Bewegung der getrennten Glieder längst aufgehört hatte, war sie noch nicht vollendet, denn es mußten nun noch die vier Körperstücke auf den vier Hauptbastionen der Stadt mit Ketten besetzt und das vom Rumpfe getrennte Haupt des Gerichteten auf der höchsten Thurmspitze ausgestellt werden.

Auf diese Art endigte Balthasar Gerard, der Mörder Wilhelms von Oranien, des schweigsamen Prinzen, und so grausam auch die Strafe war, so erachteten sie doch die Niederländer noch viel zu gering. Philipp II. dagegen erhob die Familie des Mörders in den Adelsstand und die Söhne Loyola's verkündigten auf allen Kanzeln, über die sie geboten, laut dessen Lob und Heldenmuth. Ja sie stellten zu seinen Ehren feierliche Processionen an, bei denen

sein Bild als das eines Märtyrers vorangetragen wurde, denn sie glaubten nicht anders, als daß nach dem Tode des großen Oraniers die niederländische Rebellion mit Leichtigkeit unterdrückt und eben damit auch das Ketzertum ausgerottet werden würde. Damit hofften sie nicht bloß wieder in den Besitz aller der ihnen entrissenen fetten Weideplätze zu kommen, sondern vielmehr ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen, so daß ganz Holland in Bälde zu ihren Füßen sinken müßte. Diese Hoffnung jedoch ging nicht in Erfüllung; nein, sie schlug sogar gründlich fehl. Der Schweigsame nämlich hatte einen Sohn, den Prinzen Moriz von Oranien, und dieser Sohn, welchen die Generalstaaten von Holland sofort trotz seiner Jugend zu ihrem Statthalter, Führer und Oberhaupt erwählten, überragte den Vater noch an Feldherrnmuth und Feldherrntalent. Die Spanier verloren daher von nun an noch weit mehr Terrain in den Niederlanden, als sie vorher schon eingebüßt gehabt hatten, und nach einem Decennium lag die Gefahr nahe, daß in Kurzem ganz Holland verloren gehen müsse. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die Wuth der Söhne Loyola's sich mit jedem Jahre steigerte und wenn endlich ihre alte Mordlust wieder erwachte? „Nieder mit Moriz von Oranien!“ riefen sie laut in ihren Collegien und wenn sie es außerhalb derselben auch nicht laut thaten, so schauten sie sich dagegen um so eifriger nach einem passenden Werkzeuge um. Es wollte sich aber lange keines finden, denn die Leute fürchteten alle das Schicksal des Balthasar Gerard und die Gewißheit des irdischen Lebens war ihnen lieber, als die Hoffnung der paradiesischen Seligkeit. Endlich, im Jahr 1595, erkundeten die Jesuiten doch ein Individuum, das zu der Unternehmung tauglich erschien, und das sie deshalb auch in Ermangelung eines bessern sofort in Pflicht und Sold zu nehmen beschloffen. Es war dieß ein Küfer oder Fassbinder in Douay, mit Namen Peter Panne, ein so armer Geselle, daß er sich vor Elend kaum zu helfen wußte und Weib und Kind vor Hunger oft fast verschmachteteten. Ihn forschte zuerst sein Beichtvater, ein Jesuitenpater (in Douay nämlich waren die Söhne Loyola's damals wie auch später fast allmächtig, da diese Stadt zu Belgien gehörte, welches bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts fortfuhr, eine spanische respective österreichische Provinz zu bilden), aus und sprach

ihm so viel von dem Verdienste des Kezermordes vor, daß der Mann endlich ganz erpicht darauf wurde, sich auch einmal eines solchen Verdienstes theilhaftig zu machen. Wie ihn der Pater dann so weit hatte, brachte er ihn in sein Collegium zum Rector und dieser führte ihn mit dem Provinzial für Gallobelgien, der ebenfalls in Douay seinen Sitz hatte, zusammen; diese beiden aber weihten ihn in Alles ein, was er zu thun habe, um den großen Kezer und Kezerbegünstiger Moritz von Dranien aus der Welt zu schaffen, und versprachen ihm außer der himmlischen Seligkeit auch noch eine jährliche Pension nebst einem einträglichen Amte. Ueberdem gaben sie ihm, gleichsam zum Vorschmack des herrlichen Lebens, das seiner warte, eine für ihn nicht unbedeutende Summe Geldes als Draufgeld, und reichten ihm sodann nach gehöriger Absolution das heilige Abendmahl. Nach allen diesen Präliminarien reiste der Mann nach Leyden ab, wo Moritz von Dranien damals residirte, und kaum war er in dieser Stadt angekommen, so nahmen ihn zwei verkleidete Jesuiten in Empfang, welche es ihm innigst an's Herz legten, doch ja mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, damit er den Streich nicht verfehle; Peter Panne versprach's und nahm sich's auch fest vor, den Prinzen ganz sicher zu treffen; allein siehe da, wenige Tage darauf am 27. Mai befand er sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit, ohne daß er auch nur Zeit gehabt hätte, mit dem von den frommen Patribus geweihten viersehnidigen Dolche, den er bei sich führte, einen Stoß zu thun. Man hatte ihn nehmlich gefangen genommen, weil sein oftmaliges ängstliches Fragen nach Moritz von Dranien auffallen mußte und weil er sich überdem in den Antworten auf die Fragen, wer er sei und was er in Leyden zu thun habe, total verwirrte. In dieser Verwirrung fuhr er fort, als man ihn gerichtlich verhörte, und — gewißlich der arme Geselle paßte nicht zum Meuchelmörder und die Jesuiten hatten sich total in ihm geirrt — schon in der ersten halben Stunde beichtete er alles was er auf dem Herzen hatte, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die peinliche Frage anzuwenden. Man fahndete sogleich nach den beiden verkleideten Jesuiten, aber diese waren wie von der Erde verschwunden, und eben so wenig konnte man natürlich denen in Douay beikommen. So hielt man sich denn an den armen Faßbinder, und brachte ihn sofort, wie er es

nicht anders verdient hatte, unter Anwendung verschiedener Martern vom Leben zum Tode, indem man es zugleich nicht unterließ, den ganzen Proceß nebst den nöthigen Belegen aus den Acten durch die Presse bekannt zu machen.

Von nun an ergriffen die Generalsstaaten von Holland noch strengere Maßregeln gegen die Jesuiten und erklärten sie nicht nur für Menschen, welche jeder tödten dürfe, so bald sie die Gränzen des Reichs überschritten, sondern verboten es auch ihren sämtlichen Staatsbürgern strengstens, ihre Söhne auch nur auf ganz kurze Zeit in auswärtigen Jesuitenschulen erziehen zu lassen. So verloren die Söhne das holländische Territorium gänzlich und selbst auswärts fieng man an sie für eine Gesellschaft zu halten, welche der Ruhe der Staaten und dem Leben der Fürsten gleich gefährlich sei.

Viertes Kapitel.

Der große Handel um Paraguay

oder

Don Sebastian Joseph Carvalho e Mello, Graf von
Deyras und Marquis de Bombal.

Wie unendlich fest die Söhne Loyolas ihre Macht schon gleich nach der Entstehung ihres Ordens in Portugal zu gründen verstanden, habe ich schon im zweiten Buche dieses Werkes erzählt, und es dürfte deßhalb beinahe überflüssig seyn hinzuzusetzen, daß sie selbst die unbedingtste Ueberzeugung hatten, an dieser ihrer Machtstellung könne nun und nimmer etwas geändert werden. Ihnen war ja stets die Erziehung des Kronprinzen so wie aller sonstigen königlichen Sprößlinge anvertraut, und kein Mensch konnte sie also daran hindern, schon in die kindlichen Gemüther der Prinzen die tiefste Ergebenheit und die innigste Liebe zu dem Orden Jesu zu pflanzen. Sie lebten ja als die allmächtigen Gewissensräthe des jeweiligen Königs so wie des ganzen königlichen Hauses am Hofe und dem Beispiele der regierenden Familie folgten natürlich alle Staatsminister, alle Großen des Reichs, mit einem Worte jeder, der von der Regierung etwas zu hoffen oder zu fürchten hatte! Wer hätte es also wagen dürfen, ihnen je in irgend einem Stücke entgegen zu sein oder gar ihren Willen in einer wichtigeren Sache zu durchkreuzen? Wer hätte es vollends wagen dürfen, ihnen den Zügel des Regimentes über den Staat aus den Händen zu reißen und sie von dem Throne

des Uebermuths, den sie sich erbaut, hinabzustürzen in die tief bescheidene Stellung eines Dieners des Herrn, dem es um nichts zu thun ist, als um das Seelenheil der ihm anvertrauten Beichtkinder? Trotz allem dem aber geht der Krug bekanntlich nur so lange zu Wasser, bis er bricht, und die Vorboten des kommenden Bruches zeigten sich schon unter dem Könige Johann V., der von 1706 bis 1750 regierte. Besagter Johann nehmlich, obschon von frühester Jugend an von jesuitischen Lehrern erzogen und von jesuitischen Beichtvätern geleitet, wählte sich doch sofort, nachdem er König geworden, einen Gewissensrath aus dem Weltpriesterstand und ließ sich während seiner ganzen Regierungszeit nicht mehr dazu bringen, einen Jesuiten zum Beichtvater zu nehmen. Ohne Zweifel bestimmte ihn übrigens hierzu weniger die Ueberzeugung, daß der Orden Jesu durch seine Herrschsucht und Anmaßung, so wie insbesondere durch seine immoralischen Grundsätze ein gemeinschädlicher sei, als vielmehr die persönliche Abneigung vor diesem oder jenem Hofjesuiten, denn er ließ die Söhne Loyoles im übrigen wie sonst gewähren und hatte gar nichts dagegen einzuwenden, daß seine Familie oder besser gesagt die sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses fortführen, ihr Gewissen den Mitgliedern der Societät Jesu anzuvertrauen. Somit benahmen sich die Söhne Loyolas, als ob ihnen aus der Beichtvaterstelleänderung des Regenten gar kein Leid erwüchse, und unter der Hand verbreiteten sie sogar die Meinung, jene Aenderung sei ihnen ganz erwünscht gekommen, weil man sie sonst für manche wilde Zorn-Handlung des oft ganz unbändigen Herrn — in solchem Zustande traktirte er nicht selten selbst die höheren Hofwürdeträger und Adeligen mit Stockschlägen und Fußtritten — moralisch verantwortlich machen würde. Sei dem aber wie ihm wolle, so hätten die Jesuiten wenigstens darüber einige Beunruhigung empfinden sollen, daß Johann V. anno 1714 nach dem Muster der französischen Akademie eine »Academia portugueza« stiftete, denn es lag darin nicht nur ein offenkundiger Hieb auf ihr bisheriges Erziehungs- und Lehr-Monopol, sondern es war diese Academie auch der Einigungspunkt für die damaligen besten Köpfe Portugals, deren Reden und Schriften gleich erwärmenden Lichtstrahlen durch die bisherige kalte Finsterniß der vaterländischen Literatur drangen. Ueberdem verlangten die Academisten ohne weiteres, daß wenigstens

in den größeren Städten Portugals neue Schulen angelegt würden, in welchen man nach einer andern Methode, als die Jesuiten bisher gewohnt waren, Unterricht ertheile, und — mit einem Worte, es mehrten sich die Anzeichen, daß ein Sturm gegen die Mitglieder der Societät Jesu im Anzuge sei. Diese aber wurden, als der König bei überhandnehmendem Alter mehr und mehr in geistige Schwäche verfiel, übermüthiger denn je, und nachdem vollends anno 1750 sein Sohn Joseph I., welcher den Pater Moreyre, einen ihrer ausgezeichnetsten Brüder, zum Beichtvater hatte, an die Regierung gekommen war, da hätte es keinem von ihnen, ja vielleicht sogar keinem Menschen auf der Welt geträumt, daß kaum ein Decennium später ihre Existenz sowohl in Portugal selbst als auch in allen portugiesischen Colonien vollständig vernichtet sein würde. Doch es ist ein altes Sprüchwort: „der Mensch denkt und Gott lenkt,“ und dieses traf auch hier ein, denn jener furchtbare Schlag, der den Orden Jesu in seinen Grundfesten erschütterte, kam von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hätte.

Der Leser erinnert sich ohne Zweifel daran, was ich ihm über die Besitzungen der Söhne Loyolas im südlichen Amerika erzählt habe, und insbesondere bitte ich ihn sich das in seinem Kopfe wieder zu vergegenwärtigen, was über das große Jesuitenkönigreich Paraguay berichtet worden ist. Ueber jenes reiche und ausgedehnte Land das die Größe von Frankreich hatte, herrschten die Söhne Ignatii, respective ihr General zu Rom, mit unumschränkter monarchischer Gewalt, denn wenn auch nominell der König von Spanien der Oberherr war, so durfte doch nie und nimmer ein spanischer Statthalter über die Gränzen und die ganze sogenannte Oberherrschaft der spanischen Krone bestand darin, daß sie ein Kopfgeld von der Einwohnerschaft Paraguay's bezog, notabene aber ein Kopfgeld dessen Größe die Jesuiten selbst bestimmten und das daher fast mehr als gering ausfiel. So stand's um die große Monarchie Paraguay, von deren Existenz man übrigens, worauf ich schon im ersten Buche aufmerksam machte, in Europa bis zum Jahr 1750 so viel wie gar nichts wußte. Eben so wenig wußte man von ihrem Handel, von ihren Erzeugnissen, von ihren Einwohnern, von ihren Grenzen, von ihren Einrichtungen und was dergleichen mehr ist, sondern alles war in ein tiefes Geheimniß gehüllt, zu welchem nur allein die Söhne

Boholas den Schlüssel hatten. Darum wenn es je auch einmal einem Reisenden in das große Binnenland trotz der fast hermetischen Abschließung, in der es seine Beherrscher hielten, durch List oder auf eine andere Weise einzudringen und wenn er dann einen wahrheitsgetreuen Bericht über das wenige, das er sah — denn man schaffte ihn gleich wieder zum Lande hinaus, wenn man ihm nicht etwas noch viel Schlimmeres anthat —, in die Welt hinausfandte, so vermeinte die staunende Menschheit ein Märchen zu hören, und schenkte der Sache keinen weiteren Glauben. Nun aber mit dem Jahr 1750 sollte auf einmal Licht in die Sache kommen. Der Krone Portugal nehmlich gehörte jenes weite Ländergebiet, welches unter dem Namen Brasilien bekannt ist; als das Eigenthum der Krone Spanien dagegen figurirte das ganze große Territorium, welches sich von Brasilien an bis zum stillen Ocean erstreckt, also die jetzigen Staaten Bolivia, Peru, Chile, der argentinische Bund, Montevideo, Uruguay, Buenos-Ayres, Paraguay u. s. w. Einen großen Werth hatten manche dieser Gebietstheile nicht, da man sie gar nicht auszubeuten verstand. Viele kannte man nur dem Namen nach, das heißt sie waren bloß auf den Landkarten verzeichnet, die man, so gut es eben ging, von Sachverständigen hatte fertigen lassen. Demungeachtet aber wachte jede der beiden Kronen mit Eifersucht darüber, daß ihr die andere nichts von ihrem Antheil nehme und da hierüber schon oft und viel langwierige Streitigkeiten entstanden waren, so unterhandelten die zwei genannten Regierungen seit dem Jahr 1748 über eine genauere Gränzregulirung mit einander. Endlich im Jahr 1750 (am 13. Jan.) kam man damit zu Stande, und der betreffende Staatsvertrag wurde kurz vor dem Tode Johanns V. abgeschlossen; in dem Vertrag aber setzte man unter anderem fest, daß zur besseren Arrondirung der beiderseitigen Gebiete Portugal die große Colonie San Sacramento an Spanien, Spanien dagegen einen bedeutenden Theil von Paraguay — wie sich hernachmals herausstellte die Bezirke oder Reduktionen St. Angelo, St. Giovanni, St. Michele, St. Lorenzo, St. Luigi, St. Niccolo und St. Borgia — an Portugal, respective an Brasilien abtreten sollte. Dieser Passus des Vertrags nun brachte die größte Aufregung im Lager der Jesuiten hervor, denn wenn er durchgeführt wurde, so bekam ihre bisherige Monarchie Paraguay durch ihre Theilung in

eine spanische und portugiesische Portion einen gewaltigen Riß und überdem stand zu befürchten, daß die portugiesische Portion, etwa der vierte Theil der bisherigen Monarchie, ihnen ganz entrisßen werde, weil die portugiesische Regierung, so wie sie jetzt beschaffen war, in alle ihre Colonien Statthalter sandte, welche die weltliche Macht und Regierung mit Energie in die Hände nahmen. Ja selbst von Spanien mußte man ähnliche Maßregeln befürchten, wenn dasselbe einmal durch die vorgenommene Gränzregulirung den Reichthum und die Größe dieses ihm bis jetzt unbekannt gebliebenen Gebietstheiles kennen gelernt haben würde, und — mit einem Wort also — es stand der Verlust des ganzen herrlichen Königreichs in Aussicht, wenns wirklich zu der vertragsmäßig stipulirten Theilung von Paraguay kam. Diese Theilung mußte also um jeden Preis, sei es so oder so, verhindert werden, denn ein jeder Regent wehrt sich aufs Blut, wenn äußere Feinde sein Reich angreifen oder ihm gar mit Entthronung drohen.

Zuerst versuchten die Jesuiten auf gütlichem Wege und reichten, sobald sie genaue Kenntniß von dem abgeschlossenen Vertrage hatten, eine Vorstellung an dem Hofe von Madrid ein, in welcher sie mit großer Ausführlichkeit auf die Schwierigkeiten, Gefahren und Nachtheile des projektirten Tausches aufmerksam machten. „Die neugetauften Ureinwohner Paraguays,“ sagten sie darin, „hätten wegen der vielen Bedrückungen, welchen ihre Brüder im angrenzenden Brasilien ausgesetzt seien, einen solchen Abscheu vor den Portugiesen, daß sie eher in die Wildnisse des innern Amerika entfliehen, als sich der Krone von Portugal ergeben würden. Sollte man aber trotzdem mit dem Tausche vorgehen, so verlöre Spanien mehr als 40,000 fleißige Unterthanen, ohne für diesen Verlust durch die Colonie San Sacramento irgend genügend entschädigt zu werden. Portugal würde sich also durch den Tausch auf Kosten Spaniens bereichern, und außerdem stünde zu befürchten, daß die großen herrlichen Waldungen, welche sich in den bewußten sieben Reduccionen befänden, den Portugiesen, sowie den ihnen befreundeten Engländern Holz zur Erbauung von Kriegsschiffen, das ist Gelegenheit darböten, die spanischen Besitzungen mit Waffengewalt anzugreifen.“ Durch diese und andere ähnliche Vorstellungen suchten die Söhne Loyola's auf die spanische Regierung einzuwirken, daß

sie den bewußten Vertrag annullire, und in solchem Bestreben wurden sie von ihrem Mitbruder, dem Pater Navago, Beichtvater des Königs Philipp V., auß eifrigste unterstützt. Merkwürdig aber — zu derselben Stunde, da sie diese Sprache zu Madrid führten, reichten sie der portugiesischen Regierung zu Lissabon von San Sacramento auß eine auf dasselbe Ziel losarbeitende Schrift ein, in welcher jedoch die Sache so dargestellt wurde, daß der Tauschtraktat rein bloß zum Schaden Portugals gereiche, und daß also die portugiesische Regierung der betrogene Theil wäre, wenn es zur Vollziehung des Traktats käme. Sie spielten also nach ihrer alten Gewohnheit ein doppeltes Spiel und da — wie in Madrid der Pater Navago — so in Lissabon der Pater Moreyre ihre Bestrebungen durch seine beichtväterliche Gewalt unterstützte, so wäre es ihnen beinahe gelungen, dieselben durchzusetzen. Wenigstens sandte König Joseph anno 1751 einen eigenen Minister, Anton Lobo di Sama, nach Madrid, mit dem Auftrage, den abgeschlossenen Tauschkontrakt wo möglich rückgängig zu machen. Allein seine Bemühungen scheiterten an dem festen Benehmen der Königin Elisabeth, Gemahlin Philipps V., welche einen großen Einfluß auf ihren Egeherrn ausübte, und so blieb nichts übrig, als von beiden Seiten die Commissäre zu bezeichnen, welche die Grenzregulirung vornehmen sollten. Die Krone Spanien ernannte dazu den Marquis di Baldilirios, die Krone Portugal den General Gomez Freire d'Andrada, und da beides Männer von erprobter Klugheit und Energie, zugleich aber auch von so gemäßigtem Charakter waren, daß sie weder besondere Freundschaft noch Feindschaft gegen die Jesuiten hegten, so durfte man hoffen, die Grenztauschvollziehung werde ohne irgend welche bedeutende Schwierigkeiten zu Ende gebracht werden können. Somit traten die zwei Bevollmächtigten ihre Mission mit frohem Gemütthe an und ganz von denselben Gefühlen war auch ihr Gefolge beseelt, das außer einigen bewaffneten Dienern fast nur aus Mathematikern und Feldmessern bestand.

Von allen diesen Vorgängen erhielten die Jesuiten in Paraguay frühe genug Kunde, um ihre Vorkehrungen treffen zu können, respektive um von ihrem General zu Rom die nöthigen Verhaltungsbeefehle einzuholen und einen definitiven Entschluß zu fassen, was

nun geschehen solle. Sollte man sich, nachdem der sogenannte „gütliche Weg“ ins Wasser gefallen, demüthig unterwerfen und die lange gewohnte Herrschaft mit allem daran hängenden Reichthum ohne Weiters fahren lassen, oder sollte man der Invasion gewalthätigen Widerstand leisten und die Feinde — Spanier wie Portugiesen — mit den Waffen in der Hand von der Betretung des Landes abhalten? „Wir haben,“ sagten sich die Söhne Loyola's, „eine halbe Million Unterthanen, und unter diesen mindestens fünfzigtausend Waffenfähige, die zum größtentheil bereits gut exercirt sind; wir haben ferner Waffen in Menge und sogar Kanonen, deren Zahl wir in unseren Gießereien in kürzester Frist verdoppeln können; wir sind also widerstandsfähig selbst gegen eine starke Armee, während doch der Feind, wegen der großen Entfernung Portugals und Spaniens, sowie wegen der ungemeinen Schwierigkeiten, welche der Seetransport immer mit sich führt, uns nur eine geringe Truppenzahl entgegenzustellen im Stande sein wird — warum sollten wir uns also nicht wehren?“ Also calculirten die Jesuiten und diesem Calcul gemäß faßten sie auch ihre Beschlüsse. Zugleich aber sagte ihnen auch ihre Klugheit, daß sie sich, um nicht ganz Europa gegen sich aufzubringen, nicht „offen“ an die Spitze der Rebellion stellen dürften, sondern daß sie vielmehr in dieser Beziehung der Welt Sand in die Augen streuen müßten, und somit lautete die weitere Vorschrift von Rom: „Es sei die Rebellion zwar von den Herren Patribus zu leiten, aber nur versteckt und vom Hintergrunde aus.“

Ohne Zweifel ahnt nun der Leser, was kommen wird, und ich will mich daher so kurz als möglich fassen. Als die Bevollmächtigten der beiden Kronen mit ihren Leuten da eintrafen, wo die Gränzberichtigung ihren Anfang nehmen sollte, nämlich in der Reduction St. Niccolo, rotteten sich die Indianer zusammen und ließen den Herren durch eine Deputation sagen, daß sie, wenn sie nicht gewaltsamen Widerstand erfahren wollten, sogleich unverrichteter Dinge wieder abziehen hätten. Natürlich remonstrirten die Bevollmächtigten und verlangten die beiden Patres, welche sonst gewöhnlich einer Reduction vorstanden, zu sprechen; allein diese Patres waren verschwunden und man konnte keinen von ihnen aufreiben. Nothgedrungen zogen sich jetzt die Bevollmächtigten zurück, aber nur um

in einer zweiten und dritten Bourgade einen zweiten und dritten Versuch zu machen. Der Erfolg jedoch war überall derselbe und sie konnten nirgends mit ihren Geschäften beginnen. Demgemäß begaben sie sich nach Montevideo am Ausfluß des La-Platastroms und begannen da — so wie auch weiter oben in der Stadt Colonia — Truppen an sich zu ziehen, um die aufrührerischen Indianer mit Gewalt zur Räson zu bringen. Allein damit kamen sie nicht so schnell, als sie gehofft hatten, zu Stande und erst im Frühjahr 1754 wurde es ihnen möglich, ins Feld zu rücken. Sie vereinigten sofort ihre beiden kleinen Armeen, schifften den La-Plata hinauf in den Parana und giengen dann auf die Indianer los, welche sich in der Nähe des Einflusses des kleinen Flusses Pardo verschanzt hatten. Es gelang ihnen dieselben zurückzuschlagen und etliche und fünfzig Gefangene zu machen. Doch war damit nicht viel gewonnen, weil sich die Indianer in kurzer Entfernung wieder sammelten und abermalen ein befestigtes Lager schlugen. Dagegen brachten sie von ihren Gefangenen in Erfahrung, wer dieselben leite und anführe, und siehe da, diese Leiter und Anführer waren keine anderen, als — wie die Bevollmächtigten von Anfang an vermuthet hatten — die Herrn Jesuitenpatres in Person. Nach kurzem Ausruhen drangen die vereinigten Portugiesen und Spanier abermals vor und zum zweiten Male errangen sie einen kleinen Sieg. Je weiter sie jedoch ins Land hineinkamen, um so größer wurden die Massen, welche sich ihnen entgegenstellten, und da diese Massen sich zugleich ungemein kriegsgeschickt zeigten, also offenbar erfahrene Männer zu Anführern hatten, so blieb am Ende nichts übrig, als mit den Indianern einen Waffenstillstand einzugehen, um wenigstens nicht die Schande einer Niederlage zu erleben. Dieser Waffenstillstand wurde am 16. Novbr. 1754 abgeschlossen — es unterschrieben ihn von der Seite der Indianer: Don Franz Anton, Oberhaupt der Bourgade St. Angelo, Don Franz Guacu, Oberaufseher von St. Niccolo, und die beiden Oberhäupter von St. Luigi, Don Christoph Acuatu und Don Bartholomäus Candiu — und sofort wandten sich die beiden Bevollmächtigten an ihre Regierungen zu Madrid und Lissabon, um sich neue Verhaltungsmaßregeln, so wie hauptsächlich um sich Waffen, Munition und Truppen zu erbitten. In beidem wurde ihnen augenblicklich

willfahrt, und es langten also mit dem Schluß des Jahres 1755 nicht nur mehrere tausend Mann Hülfsstruppen aus Spanien und Portugal an, sondern es ergingen auch von den Regenten dieser Länder die strengsten Befehle an die Vorsteher und Provinciale der Jesuiten, sich ohne weiteres bei Gefahr ihres Lebens zu unterwerfen, „denn ihre Majestäten seien vollkommen genau davon unterrichtet, daß einzig und allein die Patres vom Orden Jesu die Schuld an dem Aufruhr der Indianer trügen, und wenn daher nicht auf der Stelle die indianischen Völkerschaften zur Ruhe gebracht würden, so würden die Majestäten sowohl gegen die Oberen als die übrigen Jesuiten, so sich in ihren Reihen befänden, nach bürgerlichem und canonischem Recht criminell verfahren und sie als Verbrecher beleidigter Majestät bestrafen.“ All dieß machte jedoch keine Wirkung auf die Söhne Loyola's und von einer Unterwerfung war keine Rede. Somit vereinigten sich die beiden Heere im Januar 1756 zum zweiten Male und beschloßen durch den Paß von St. Thekla in's Innere Paraguay's einzudringen. Es geschah und am 10. Febr. kam zur ersten Schlacht, wobei die Indianer nicht weniger als zwölfhundert Tode auf dem Plaze ließen. Eine zweite und dritte Schlacht wurde ihnen am 22. März und 10. Mai geliefert und auch in diesen beiden zogen die Eingeborenen den Kürzeren. Allein die Europäer erlitten ebenfalls große Verluste und deren Anführer überzeugten sich immer mehr, daß hier von keiner Beendigung des Krieges die Rede sein könne, wenn ihnen nicht abermals bedeutende Verstärkungen aus Europa zugesandt würden. Besaßen ja doch die Indianer, wie man jetzt endlich durch einige gefangen genommene Jesuitenpatres erfuhr, in dem Pater Gribouville einen Infanteriegeneral, in dem Pater Charles d'Andrés einen Reiteroffizier und in dem Pater Glaz, genannt „der furchtbare Bruder“, einen Artilleriekommandanten, wie man sie sonst nicht leicht in den kriegsgeübtesten Armeen trifft! Die Verstärkungen wurden übrigens auch dießmal bereitwilligst geleistet, denn es lag den beiden Regierungen von Spanien und Portugal alles daran, dem Jesuitenstaat Paraguay und der darin angezettelten Rebellion zumal ein Ende zu machen, und somit errangen die Generale Valdivirios und d'Andrada doch endlich, obwohl allerdings erst im Verlauf der nächsten drei Jahre, ein solches Uebergewicht, daß bis zum

Jahr 1759 der Widerstand als völlig gebrochen angesehen werden konnte. Auch hatten in dieser Zeit die beiden Generale nicht wenige Jesuiten, die in dem Kriege eine Rolle spielten und nicht ihr Heil in der Flucht fanden, wohlverwahrt nach Europa hinüberschickt und so dem Rebellenthum die Seele genommen; allein ganz zur Ruhe kam es in diesen Provinzen erst im Jahr 1768, in welchem die sämtlichen jesuitischen Missionen im südlichen Amerika der Civilbehörde übergeben wurden.

Während nun dieß in Paraguay vorgieng, fielen im Mutterlande Portugal nicht minder wichtige Dinge vor und da diese mit jenen größtentheils im engsten Zusammenhange standen, so wird es wohl an der Zeit sein, daß wir uns wieder an den Hof von Lissabon zurückwenden. Dort waren mit der Thronbesteigung Josephs I. im Jahr 1750 die Söhne Loyola's dem Anschein nach so mächtig geworden, als je in früheren Jahren, denn der König und die Königin hatten (wie ich bereits weiter oben bemerkte) den Pater Joseph Moreyre, die Königin-Mutter den Pater Joseph Ritter, die Königl. Prinzessinnen den Pater Timotheo Oliveira, der Bruder des Königs, Don Pedro, den Pater Hyacinth da Costa, die Prinzen Don Antonio und Don Emanuel, Vettern des Königs, die Patres Samuel de Campos und Joseph Araugio zu Beichtvätern, und überdieß stand der Pater Rochus Hundertpfund bei der Königin, der Pater Gabriel Malagrida aber bei dem Könige in größtem Ansehen. Kurz alle Welt glaubte, daß der jesuitische Waizen nie üppiger geblüht habe, als eben jetzt, und die Söhne Loyola's selbst hielten dafür, daß ihre Macht in diesem Lande auf einen unerschütterlichen Felsen gegründet sei. Allein hatten sie ein Recht so zu denken? Ein einziger Mann stürzte diesen Felsen um, und dieser einzige Mann war Don Sebastian Joseph Carvalho e Mello, nachheriger Graf von Deyras und Marquis de Pombal. Geboren im Jahr 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra und in ziemlich bescheidenen Verhältnissen — sein Vater war nur Kapitän und gehörte nicht zur ersten Adelsklasse — auferzogen, schien ihm keine sehr glänzende Zukunft zu winken und er griff daher zu dem gewöhnlichen Auskunftsmitel ärmerer Adeligen, das heißt er trat schon sehr frühe in die Armee ein. Als er jedoch wegen Raufereien

aus Lissabon verwiesen wurde, bezog er sofort die Universität Coimbra, um die Rechte zu studiren, und entwickelte da so große Talente, daß er bald alle seine Studiengenossen überragte. Man prophezeigte ihm also eine schnelle Carriere im Staatsdienst, wenn er sich dem Richterstande widme, und er hatte dieß auch bereits im Sinne, als eine Dame seinem zukünftigen Leben eine ganz veränderte Richtung gab. Er lernte nämlich die eben so schöne, als reiche und vornehme Wittwe Donna Theresa de Moronha-Almada kennen, und wußte diese so für sich einzunehmen, daß sie ihn trotz des Widerspruchs ihrer stolzen Verwandten heirathete. Nun aber erwachte auch sein Stolz, und um den besagten Verwandten mit ebenbürtiger Stirne entgegenzutreten zu können, gieng sein ganzes Dichten und Trachten von jetzt ab dahin, sich so schnell als möglich emporzuschwingen. Er nahm also sofort seinen Aufenthalt in Lissabon und suchte allda, nachdem er bei Hofe vorgestellt worden war, die Gunst Johanns V. zu gewinnen. Dieß gieng übrigens nicht leicht, denn die hohen Verwandten seiner Frau intriguirten auf alle Weise gegen ihn und brachten es namentlich dahin, daß der ganze vornehme Adel Portugals ihn als einen Eindringling in ihre bisherige Unnahbarkeit mit unverföhlichem Hasse verfolgte. Endlich jedoch anno 1739 erhielt er den Gesandtschaftsposten in England und dieß war ein großes Glück für ihn, da er seine freie Zeit dazu benützen konnte, um das für Portugal so verderbliche englische Handelssystem aufs genaueste zu studiren. Nach sechs Jahren, anno 1745, wurde er von London abberufen, weil ihn ein neuer Minister Johanns V., Peter von Motta, nicht leiden konnte, und er lebte nun wieder verschiedene Monate lang am portugiesischen Hofe. In dieser Zeit starb ihm seine Frau, ein Opfer der Rache ihrer Verwandten, und nun trieb es ihn mächtig vom Hofe fort. Er ruhte also nicht, als bis er einen neuen Gesandtschaftsposten, den von Wien, erhielt und dieser brachte ihm mehr Glück, als er erwartet hatte. Er verheirathete sich nämlich allda zum zweiten Male mit einer Gräfin Daun, welche als frühere erste Hofdame der Königin-Mutter von Portugal auf diese einen großen Einfluß besaß, und überdem wurde er mit einigen Jesuiten, die damals am Kaiserlichen Hofe allmächtig waren, so gut bekannt, daß dieselben ihm versprachen, ihn in seinen ehrgeizigen Entwürfen bestens

zu unterstützen. Von allzulanger Dauer war übrigens die Mission Pombals in Wien nicht; vielmehr brachten es seine Feinde in Lissabon schon nach zwei Jahren dahin, daß er wieder zurückberufen wurde, und somit sah er sich zum zweiten Male außer Amt und Würde. Allein so unangenehm ihm diese Zeit des unfreiwilligen Müßiggangs in mancher Beziehung war, so wußte er sie doch trefflich genug zu benützen, indem er sich bemühte, die Gunst des Pater Moreyre und durch diesen dann das Herz des Kronprinzen Joseph zu gewinnen. Ersteres fiel nicht schwer, weil Pombal durch die Wiener Jesuiten bestens empfohlen war; in letzterem aber, in der Gewinnung der Liebe des künftigen Monarchen Portugals, entwickelte der durch seine bisherige diplomatische Carriere zu ungemainer Gewandtheit hergeschulte Mann eine solche Geschicklichkeit, daß Joseph, so bald er anno 1750 zur Regierung gelangt war, denselben augenblicklich zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, und kurze Zeit darauf zu seinem fast allmächtigen Premierminister machte. Jetzt endlich hatte Pombal das Ziel seiner vieljährigen Bestrebungen erreicht; jetzt endlich konnte er die Pläne verwirklichen, welche er schon so lange im Kopfe herumgetragen; jetzt endlich daran gehen, sein schönes und einst so blühendes Vaterland aus dem Zustand der Ohnmacht herauszureißen, in welchem es seit vielen, nur zu vielen Jahren dahinsiechte! Es gehört nun übrigens nicht hierher, alle die Reformen zu besprechen, welche der neue Minister einführte; das aber darf ich nicht verschweigen, daß er eine Hauptursache der so tiefen Versunkenheit des Staates in dem gänzlichen Zerfall des Handels sah, der früher eine nie versiegende Quelle des Reichthums für die Portugiesen gewesen war, und daß er sich sofort fragte, woher dieser Zerfall komme. Die Antwort war: einfach daher, daß die Engländer und noch mehr die Jesuiten den ganzen Commerz mit Ostindien und Westindien, sowie besonders mit Südamerika an sich gerissen hatten, denn neben ihnen, den Söhnen Loyola's, welche über ungeheure Fonds geboten und eine compacte Gesellschaft bildeten, konnten die einzelnen Kaufleute nicht mehr bestehen, sondern hüßten nach und nach alles ein, was sie besaßen, das Kapital wie den Kredit. Diesem Uebel abzuhelpfen, beschloß Pombal eine eigene Handelscompagnie zu gründen, welcher der Handel mit den amerikanischen Colonien Por-

tugals freizugeben sei, und zu gleicher Zeit wollte er darauf dringen, daß Alles, was zur Geistlichkeit gehöre, sich den Geboten der Päbste gemäß von allem Commerce fern halten müsse. Als ein Mann der That aber ließ er's bei dem Beschlusse nicht bewenden, sondern er ruhte nicht, als bis die Compagnie in's Leben getreten und das päbstliche Verbot erneuert war, trotzdem er sich's nicht verhehlen konnte, daß er damit seine bisherigen Freunde, die Jesuiten, auf's tödtlichste verletzen werde. Letzteres war denn auch wirklich der Fall, und die Söhne Loyola's traten sofort ganz offen als seine Feinde auf. So ließ z. B. der Pater Emanuel Balester in der Domkirche von Lissabon eine fulminante Predigt gegen ihn los, in welcher allen denen, welche ihr Vermögen in dem Fond der neuen Handelscompagnie niederlegen wollten, mit dem Zorn Gottes und der ewigen Verdammung gedroht wurde, und ein anderer Jesuit, mit Namen Benedict Fonseca, mußte aus Auftrag seiner Oberen eine Schrift verfassen, aus welcher der König die Nachtheile der neuen ministeriellen Maßregeln erfahren sollte. Allein Bombal machte kurzen Proceß mit diesen beiden frommen Herrn und verbannte sie ohne weiteres aus Lissabon, indem er zugleich allen denen mit gleichem Schicksale drohte, welche sich das Beispiel Balester's und Fonseca's nicht zur Warnung dienen lassen würden. In Folge dessen wurden die Söhne Loyola's etwas vorsichtiger, besonders da sie sich überzeugten, daß König Joseph's Vertrauen zu seinem Günstling auf keine Weise zu erschüttern sei; in ihrem Innern aber stand der Entschluß um so fester, kein Mittel unbenützt zu lassen, um den ihnen so gefährlichen Mann, der, statt dankbar zu ihnen zu halten, ihrem Eigennutze eine so tiefe Wunde schlug und ihnen sogar das Herz des Königs entfremdete, zu stürzen.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahr 1755 nehmlich erschütterte ein furchtbares Erdbeben ganz Portugal und verwandelte namentlich die Hauptstadt Lissabon fast durchaus in einen Haufen von Trümmern. Das Elend war gränzenlos, besonders da auch noch eine pestartige Krankheit nebst der gräßlichsten Hungerznoth in den Reihen des Volkes wüthete. „Seht ihr den Strafengel Gottes?“ schrieten nun die Jesuiten, welche sich in jener Zeit fast allgegenwärtig machten. „Er züchtiget uns Alle für die Gottlosigkeit jenes Mannes, welchen der König die Schwach-

heit hatte, an die Spitze der Regierung zu stellen, und nie und nimmer wird der Zorn Jehova's weichen, als bis dieser frevelhafte Neuerer, der sich sogar an der Geistlichkeit vergriff, entfernt ist, als bis er seine gerechte Strafe erhalten hat." Diese und ähnliche Worte hallten jeden Tag laut an den öffentlichen Plätzen, sowie von den Kanzeln herab wieder, und das abergläubische Volk, das sich wirklich überreden ließ, die Unkirchlichkeit des ersten Ministers sei Schuld an der Zerstörung der Hauptstadt sowie an dem gräßlichen Elend so vieler Tausende, verlangte mit großem Geschrei den Fall und den Tod des Marquis de Pombal. Schon schwankte der König, und wenn er dem Andrängen des hohen Adels, welcher den Minister, wie wir wissen, ebenfalls auf's tiefste haßte, nachgebend der zerstörten Stadt den Rücken geboten hätte, in welcher die Anwesenheit Pombals nothwendig war, so würde es um den letzteren geschehen gewesen sein. Allein auch diesmal siegte wieder der Einfluß des Ministers und überhaupt bewährte sich seine geistige Kraft und Energie nie großartiger, als eben jetzt. Dem Könige rief er zu: „Die Stelle des Regenten ist mitten unter seinem Volke!“ und der König blieb. Dem Volke entgegnete er: „Begraben wir die Todten und denken wir an die Lebendigen!“ und das Volk fing an ihn zu segnen, weil er Ordnung schaffte, Wohnungen herstellte und den Armen Lebensmittel gab. Der Adelsaristokratie beugte er den Nacken, indem er sich von seinem Monarchen ein Edikt geben ließ, welches die strengsten Strafen gegen die Lasterer der Regierung verhängte, und sofort dieses Edikt gegen Männer wie Don Juan von Braganza, Don Joseph Galva de la Cerda und Andere in Anwendung brachte. Den Jesuiten endlich verbot er das Predigen sowie das Betreten einer Kanzel in ganz Portugal und decretirte zugleich, daß ihnen von Stunde an alle weltliche Gerichtsbarkeit in ihren portugiesisch-amerikanischen Missionslanden entzogen sei. Das waren die Antworten Pombals auf die verläumberischen Tollheitsangriffe seiner Feinde und er brachte sie alle damit zum Schweigen, die Söhne Loyola's allein ausgenommen. Diesen schwoll vielmehr der Kamm vor Gift bis zum Bersten an und sie beschloffen, nachdem sie heimlich eine Menge von Anklagen und falschen Beschuldigungen gegen den Minister gesammelt hatten, auf den 21. September 1757 einen Sturm auf das Herz des Monar-

chen, wobei der vielgeltende Beichtvater Moreyre die erste Bresche schießen sollte. Zu ihrem Unglück jedoch wurde der heimtückische Plan dem Marquis von Pombal noch am Abend des 20. September verrathen und er wußte sofort seinen unermüdlischen Feinden zuvorzukommen. Demgemäß bat er den König, noch in der Nacht vom 20. auf den 21. den Staatsrath unter dem Vorsitz Seiner Majestät versammeln zu dürfen und in dieser Sitzung wurde, nachdem das niederträchtige Intriguenspiel der als Beichtväter am Hofe fungierenden Jesuiten auf's klarste dargethan war, einstimmig beschloffen, diese Beichtväter sämmtlich von ihren Stellen zu entfernen, sie in ihre Professhäuser zu confiniren und dafür Mönche von anderen Orden als Gewissensräthe zu berufen. Kaum aber war der Entschluß gefaßt, so erhielt sofort der königliche Kammerherr Don Pedro José de Silveira e Bottella Befehl, denselben noch in der Nacht auszuführen, und da dieser Kammerherr von sehr energischer Natur war, so befand sich bis Morgens vier Uhr kein Jesuit mehr im königlichen Schlosse.

Man kann sich denken, welch ungeheures Aufsehen dieses kühne Vorgehen Pombals nicht blos in Lissabon und Portugal, sondern überhaupt in der ganzen Welt machen mußte, und der Minister selbst war sich gar wohl bewußt, daß er damit etwas unternommen habe, das ihm, wenn es fehl schlug, Ehre und Leben kosten mußte. Allein so groß auch das Wagniß war und mit so furchtbaren Hindernissen er voraussichtlich zu kämpfen haben mußte — er schreckte nicht zurück und zauderte selbst nicht einen Augenblick lang vor den großen Consequenzen seiner That. Denn natürlich — die Verbannung der Söhne Loyola's vom Hofe war nur der Anfang und das Ende mußte sein ihre vollständige Verjagung aus Portugal oder wo möglich aus der ganzen Welt! Vor allem ging Pombal daran, die Welt über das wahre Wesen der Jesuiten aufzuklären und zu dem Ende ließ er aus archivariischen Urkunden sowie aus den Berichten der Generale, welche den weiter oben auseinandergesetzten Gränzregulierungsvertrag zu vollziehen hatten, eine Schrift anfertigen, in welcher das ganze Gebahren der Söhne Loyola's in der Republik Paraguay wahrheitsgetreu aufgedeckt wurde. *) Diese Schrift nun

*) Der vollständige Titel des in alle lebenden europäischen Sprachen über-

verfandte er an alle Höfe, und verbreitete sie zugleich in mehr als zwanzigtausend Abdrücken unter dem Publikum. Auch unterließ er es nicht, überall öffentlich bekannt zu machen, daß der König von Portugal hauptsächlich durch die groben Verbrechen, deren sich die Söhne Loyola's in Paraguay schuldig gemacht hätten, bewogen worden sei, dieselben vom Hofe und seiner Person zu entfernen, und die warnende Bemerkung, daß Menschen von solch hochverrätherischen Gesinnungen für jede Regierung lebensgefährlich seien, fehlte natürlich ebensowenig. Kurz Bombal that sein Möglichstes, um der Welt über die Societät Jesu klaren Wein einzuschütten, und da die Mitglieder derselben, die doch sonst so ungeheuer mundfertig waren, zu all' diesen harten Bezüchtigungen verbüßt und gleichsam vom Schreck niedergebunnert stille schwiegen, ohne ein Wort der Entgegnung und noch viel weniger ein Wort der Widerlegung zu wagen, so mußte nothwendigerweise Jedermann annehmen, es sei den frommen Vätern unmöglich, die gegen sie vorgebrachten Thatfachen auch nur zu beschönigen. Demgemäß bekam der portugiesische Premierminister mit Leichtigkeit die Meinung der ganzen Welt für sich und man gratulirte sich allenthalben, daß nun endlich der Mann erstanden sei, welcher die Kühnheit habe, der über die ganze Welt verbreiteten und bis jetzt für unüberwindlich gehaltenen Gesellschaft Jesu das Messer an die Kehle zu setzen. Bombal selbst fühlte jedoch wohl, daß mit dem, was er gethan, noch bei weitem nicht alles gethan sei, und insbesondere ward ihm klar, daß ein katholischer Orden in einem so bigott katholischen Lande, wie Portugal bis jetzt gewesen und noch war, unmöglich auf die Dauer gedemüthigt werden könne, wenn nicht das Oberhaupt der katholischen Christenheit auf seine — des Ministers — Seite trete und seine Maßregeln sanktionire. Er beauftragte also sofort den portugiesischen Gesandten in Rom, de Almada, in einer äußerst dringend gehaltenen Depesche vom 8. Okt. 1757 den damals regierenden

setzten Werkchens ist: „Kurzer Bericht von der Republik, welche die Jesuiten in den spanischen und portugiesischen Landen und Herrschaften jenseits des Meeres errichtet und gegen die Waffen beider Kronen zu behaupten gesucht haben; dargestellt aus den Staatsarchiven beider Kronen und aus anderen authentischen Papieren.“

Papst, Benedikt XIV., von all' den oben angeführten Vergehungen der Söhne Loyola's ganz genau zu unterrichten, und nahm, hierauf gestützt, den Beistand der obersten Kirchengewalt zur Bezähmung ihres frechen Muthwillens in Anspruch. „Der heilige Stuhl,“ heißt es unter anderem wörtlich in dieser Depesche, „wird die große Nothwendigkeit einsehen, diese Religiosen wieder zu der Beobachtung ihrer ersten Ordensregeln zu bringen und sie von aller Einmischung in politische Händel, in zeitliches Interesse und Handelschaft zu entfernen, damit sie frei von der verderblichen Begierde die Höfe zu regieren und sich durch Handel, Wucher, Wechselgeschäfte und zeitlichen Gütererwerb zu bereichern, Gott dienen und ihrem Nächsten nützlich sein mögen. Die Tempelherren sind der Uergernisse wegen, die sie gaben, streng bestraft worden, und doch hat man nie gehört, daß sie so große Verbrechen begangen hätten, als die Jesuiten. Sie haben nie mitten in den Staaten anderer Souveräne eigene Republiken errichtet und die Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Beherrscher aufgehzt. Auch weiß man nicht von ihnen, daß sie gegen Staaten und Königreiche usurpirten. Dieß aber thaten die Jesuiten und ihre Kolonien erstreckten sich bereits vom Marannon (Amazonenstrom) bis zum Uruguay. Ja in kurzem wäre ihr Reich in Amerika vollends so angewachsen, und so eingerichtet worden, daß keine europäische Macht Stärke genug besessen haben würde, sie aus einem solch' ungeheuren Länderbesitze zu vertreiben, besonders auch weil derselbe von einer Eingeborenenmasse vertheidigt wurde, deren Sprachen und Sitten nur allein die Jesuiten verstehen.“ Eine solche Sprache führte Pombal in Rom, um den Papst zu einem schnellen Entschluß zu bringen; weil aber Benedikt damit zögerte, so wiederholte der Minister sein Verlangen in einer noch weit schärferen Depesche vom 10. Febr. 1758, und der Gesandte mußte sogar mit einem Abbruch der Verbindungen zwischen Portugal und dem heiligen Stuhle drohen, wenn auf die gerechten Beschwerden der portugiesischen Regierung keine Rücksicht genommen werde. Nun endlich konnte der Papst nicht mehr umhin, dem an ihn gestellten Ansinnen zu entsprechen, und ließ den Marquis de Pombal

benachrichtigen, daß er den Cardinal Saldanha zum Refor-
 mator und Generalvisitator des Ordens Jesu in allen portugiesi-
 schen Staaten ernennen wolle, wenn dieß die Billigung des Mi-
 nisters finde. Pombal erklärte sich sofort damit einverstanden und
 nun erhielt in der That der besagte Cardinal in einem vom 1. April
 1758 datirten Breve die ausgedehnteste Vollmacht den Orden Jesu
 in Portugal in Haupt und Gliedern zu visitiren und je nach Er-
 forderniß der Umstände gründlich zu reformiren. Zugleich aber
 wurden demselben vom heiligen Vater auch geheime Verhaltens-
 maßregeln übermacht, worin ihm im Allgemeinen die größte Vorsicht,
 Klugheit, Mäßigung und Nachsicht anbefohlen und insbesondere
 noch scharf an's Herz gelegt wurde, so viel möglich allen Lärmen,
 alle Mergerniß und alle Publicität zu vermeiden, damit der Societät
 Jesu nicht zu viel Schaden aus der Untersuchung erwachse. Man
 sieht, der Pabst spielte ein gedoppeltes Spiel und wollte jedenfalls
 die Söhne Loyola's so viel als möglich schonen. Diese dagegen
 erhoben, so bald Saldanha das Breve in Portugal bekannt machte,
 ein furchtbares Geschrei, erklärten dasselbe für erschlichen und un-
 gültig, bewarfen sowohl den Pabst selbst als seinen Bevollmächtigten,
 den Cardinal, mit dem Roth der Verläumdung und schadeten sich so
 durch ihre blinde Wuth weit mehr als durch ihre sämtlichen son-
 stigen heimlichen Sünden. Der Cardinal Saldanha nämlich konnte
 jetzt nicht mehr umhin, eine wirkliche und thatsächliche Untersuchung
 anzustellen, und da er, wie er sich selbst ausdrückte: „mit völliger
 Gewißheit“ fand, daß die Jesuiten ihre Collegien, Noviziate und
 Residenzen in Waarenmagazine, Comptoire und Wechselstuben
 verwandelt hatten, so unterzeichnete er am 15. Mai ein Decret,
 kraft dessen er denselben alle Handelschaft bei Strafe des großen
 Kirchenbannes verbot. Ueberdem ließ er auf Verlangen Pombals
 ihre Rechnungsbücher unter Siegel legen, nahm ihnen ihre Maga-
 zine weg und confiscirte ihre sämtlichen Waaren zu Gunsten des
 Königlichen Fiskus. Schließlich setzte er sich mit dem Patriarchen
 von Lissabon, dem Erzbischof Joseph Manuel Atalara, ins
 Einverständniß und das Ergebniß ihrer Berathungen war, daß
 der Patriarch durch ein Decret vom 7. Juni 1758 den
 Jesuiten aus wohlervogenen Gründen, die er aber
 nicht öffentlich nennen wolle, nicht nur das Beicht-

hören und Predigen im ganzen Umfang der portugiesischen Staaten verbot, sondern daß er auch ihre Collegien schloß und ihnen den Unterricht der Jugend gänzlich abnahm.

Abermals hatte also Bombal den Sieg davon getragen und abermals war er dem großen Ziele: „Befreiung Portugals von dem Druck der Societät Jesu“ um einen Schritt näher gerückt. Aber noch gab's vieles zu überwinden und noch ließen die Söhne Loyola's den Muth nicht ganz sinken, denn es trat jetzt ein Ereigniß ein, das ihnen, wenn geschickt benützt, zum großen Vortheile gereichen mußte. Am 3. Mai 1758 nämlich starb Benedikt XIV. und wenn es gelang, einen der Societät Jesu günstigen Kirchenfürsten auf den erledigten Pabstthron zu setzen, so mußte sich das Blättlein zu Gunsten dieser Societät wenden. Die Söhne Loyola's sparten also keine Anstrengungen; sie sparten selbst kein Geld, das sie doch sonst so gar sehr liebten, und richtig gelang es ihnen, den größten Theil der Cardinäle dahin zu bestimmen, daß Clemens XIII. aus der Wahlurne hervorging. Er war ein schwacher, leichtgläubiger, andächtelnder Mann, ohne viel Wissen und Geist, der auf einen solch hohen Posten, besonders in einer so schwierigen Zeit gar nicht paßte; allein er war ein innig ergebener Freund der Jesuiten und deswegen wurde er gewählt. Die Letzteren versprachen sich nun unter seiner Herrschaft den Beginn eines neuen goldenen Zeitalters und es schien auch wirklich so zu kommen, denn eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Pabstes war die Ernennung eines Vetter's vom damaligen Jesuitengeneral Ricci, des Cardinals Torregiani, zum Staatssecretär oder ersten Minister. Gleich darauf am 31. Juli übergab der General Ricci dem heiligen Stuhl eine lange Bertheidigungsschrift seines Ordens, welche keinen andern Zweck hatte, als den Pabst zu vermögen, daß er die Anordnungen seines Vorgängers Benedikt widerrufen, und dieser, darauf eingehend, setzte eine Commission von Cardinälen nieder, um den ganzen jesuitisch-portugiesischen Prozeß einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen. Die Commission widerrieth jedoch den verlangten Widerruf, weil gegen die Untrüglichkeit der Pabste streitend, und somit ward Ricci abschlägig beschieden. Nun ließ der General seine Bertheidigungsschrift drucken und verbreitete sie in aller Welt, weil

er glaubte, darin alle Angriffe, die gegen den Orden in Portugal erhoben worden waren, triumphirend widerlegt zu haben. Doch das Resultat fiel ganz anders aus, als er erwartet hatte, denn es erschien alsbald eine Gegenschrift, welche der sogenannten Vertheidigungsschrift die größten Verstöße gegen die Wahrheit nachwies und die schlimmen Thaten der Jesuiten in Portugal noch mehr an's Licht stellte, als es vorher schon geschehen war. Inzwischen fuhr Pombal fort, den Söhnen Loyola's in Portugal, so wie besonders auch in den amerikanischen Colonien das Handwerk zu legen und es langte von dort her fast kein Schiff an, welches nicht ein paar dort wegen Hochverraths gefangen genommene Patres eingeführt hätte. Dieß steigerte die Wuth der Jesuiten aufs höchste und sie griffen sofort nach allen Mitteln, um die jetzige Regierung Portugals zu stürzen. Dem hohen Adel flüstereten sie in's Ohr, ob er denn das Joch dieses Emporkömmlings, der die ersten Würdenträger des Reichs sämmtlich von ihren Posten entfernt habe, noch länger ertragen wollten. Die Geistlichkeit überredeten sie, daß es Pombal eben so gut auf sie, als auf den Orden Jesu abgesehen hätte, und alsbald wurde Kanzel und Beichtstuhl dazu benützt, um insgeheim das Volk gegen den Minister als einen Feind der Religion aufzuheizen. Ueber den König selbst verbreiteten sie die schlimmsten Gerüchte und sie scheuten sich sogar nicht, ihn vor den Richterstuhl Gottes zu laden. Ja, um das Maß voll zu machen, prophezeiten sie dem Monarchen nur ein ganz kurzes Lebensdasein und setzten das Ziel seiner Tage definitiv auf den Monat September 1758 fest! *)

Auf diese Art wurde in den Gemüthern der Portugiesen eine künstliche Gährung erzeugt, welche in kurzem so überhand nahm, daß nach dem Urtheil der Klardenkenden eine Katastrophe nicht ausbleiben konnte, und sie trat auch wirklich ein diese Katastrophe, jedoch in einer Weise, die man nicht erwartet hätte. In der Nacht

*) Als der Jesuite Turconi im August 1758 in Rom um den Zustand des Ordens in Portugal befragt wurde, erwiderte er wörtlich: „Alles geht gut, und auf kommenden September wird die Sache abgethan sein und unsere Noth ein Ende haben.“ Ebenso ist aus den Acten erwiesen, daß der Pater Malagrida ähnliche prophetische Worte an verschiedene höher stehende Personen schrieb.

vom zweiten auf den dritten September 1758 nämlich, Morgens zwei Uhr, wurde auf den König von Portugal, Don Joseph I. von Braganza, als er eben von dem Palais der jungen Gräfin von Tavora, die er oftmal zu besuchen pflegte, nach seinem Schloß Belem zurückfuhr, aus einem Hinterhalt drei Musketen-Schüsse abgefeuert, deren einer ihn schwer am Arme verwundete, und es geschah nur deswegen kein größeres Unglück, weil der Kutscher, so bald er krachen hörte, in vollem Galopp dem nahen Landhause des Marquis von Angeya zufuhr. Dort stieg der König aus, ließ sich von seinem schnell herbeigeeilten Leibarzte Anton Soarez verbinden, und fuhr dann von diesem begleitet nach Belem, um sich da einer dreimonatlichen Cur zu unterwerfen, während welcher er außer dem Soarez Niemanden vor sich ließ, als seinen ersten Minister, den Marquis de Pombal und hie und da seine Gattin, die Königin, nebst den Prinzessinnen-Töchtern. Das Gerücht von diesem an dem Regenten versuchten Meuchelmorde verbreitete sich natürlich mit Blitzesschnelle und im Anfang wollten die Leute wissen, die Verwundung sei unbedingt lebensgefährlich. Da sah man denn gar Viele vom hohen Adel so wie von der hohen Geistlichkeit zu dem Kronprinzen Don Pedro, dem jüngeren Bruder des Königs — letzterem hatte seine Gemahlin nur Töchter und keinen Sohn geboren — eilen, ihm ihre Huldigungen darzubringen, und insbesondere thaten dieß auch die Häupter der Jesuiten, indem gar wohl bekannt war, daß besagter Thronerbe ein großer Freund und Gönner der Societät Jesu sei und namentlich auch den Marquis de Pombal, den großen Gegner derselben, bis auf's Blut hasse. Schon dachte man daran, sich in die Verlassenschaft des allmächtigen Günstlings zu theilen und nicht Wenige träumten gar von seiner Beseitigung durch die Hand des Henkers. Zwar allerdings machte Pombal bekannt, daß die Aerzte des Königs, wenn gleich die Verwundung eine sehr bedeutende sei, für dessen Leben einständen; allein man wollte wissen, diese Bekanntmachung sei nur eine Finte, um die neugierige Welt zu täuschen, und fuhr fort auf den Sturz des Ministers zu speculiren oder gar gegen denselben zu conspiriren. Inzwischen stand Lesterey, wie man sich bald überzeugen konnte, wenn man die Augen offen behielt, nie auf einer höheren Stufe der Macht, als eben jetzt; denn er unterließ es natürlich nicht,

seinen königlichen Herrn von allem zu unterrichten, was die Parthei Don Pedros unternahm, und erhielt sofort von Joseph I., der seinem ehrgeizigen Bruder ohnehin nie recht getraut hatte und nunmehr nicht anders glauben konnte, als jene Parthei gehe damit um, ihn vom Thron zu stürzen, die ausgedehntesten Vollmachten, nach bestem Ermessen für's Beste der Krone zu sorgen.

Vor allem mußte es dem Minister darum zu thun sein, herauszubringen, wer das Mordattentat verübt habe, und er veräumte daher natürlich kein Mittel, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Doch geschah alles, was geschah, in tiefster Stille und größter Heimlichkeit, ohne Zweifel damit diejenigen, welche sich schuldig fühlten, in Sicherheit eingelullt würden, und aus demselben Grunde duldete er auch nicht, daß in seiner Umgebung irgend ein Verdacht, sei's nach dieser, sei's nach jener Seite, ausgesprochen werde. Für den Anfang übrigens blieb das Ergebnis der Untersuchung ein sehr geringes und mangelhaftes, indem kein anderes Zeugniß vorlag, als das des königlichen Kutschers und das eines Edelmannes, der ganz in der Nähe des Platzes, wo der Mordversuch stattfand, wohnte. Letzterer, Don Johann de Lobo nämlich, hatte das Schießen gehört, aber Niemanden gesehen, als die im Galopp hinfliegende Kalesche; Ersterer, Custodio da Costa dagegen, hatte allerdings die Schießenden, drei mit Musketen bewaffnete und gut berittene Männer, deutlich genug gesehen, allein da sie mit Gesichtsmasken versehen waren und überdieß eine ziemliche Dunkelheit herrschte, so konnte er sie unmöglich des Näheren beschreiben. Das war Alles, was man mit Gewißheit wußte, und daß dieß sehr wenig war, wird mir wohl Jedermann zugeben müssen. Doch wenn auch die wirklichen factischen Anhaltspunkte fehlten, so erwies sich das Feld der Vermuthungen und Suppositionen um so reicher, und insbesondere waren es zwei Ansichten, welche sich vorzüglich geltend machten. Die Einen nämlich sagten, der Mordversuch sei nichts anderes, als ein Act der Privatrache; das heißt Don Luiz Bernhard von Tavora sei vor Eifersucht, daß der König seiner Gemahlin — sie hieß Donna Johanna Teresia und war eine geborene Gräfin von Albor — oft und viel nächtliche Besuche abstattete, außer sich gerathen und habe ihm von einigen Verwandten oder auch Bedienten begleitet aufgelauert, um

ihn umzubringen. Die Andern dagegen — und ihnen pflichtete halb Europa bei — behaupteten, der Angriff könne nur allein von den Jesuiten ausgegangen oder müsse wenigstens von ihnen angestiftet worden sein, denn bei einer jeden begangenen Frevelthat frage ein guter Jurist immer zuerst: »Cui prodest,« d. i. „wem nützt sie?“ und noch selten habe diese Frage nicht zur Entdeckung der wahren Urheber geführt. Nun hätten aber von dem Mord des Königs, wenn er gelungen wäre, offenbar die Söhne Loyola's den Hauptnutzen gehabt, indem in diesem Falle Don Pedro den Thron bestiegen haben würde, in Folge dessen für sie eine neue Aera des Glücks angebrochen wäre; folglich — nun den Schluß kann sich jedermann selbst ziehen und ich brauche ihn nicht hierherzusetzen. Welche von diesen beiden Ansichten nun die richtige sei, wagte selbst der Marquis von Pombal nicht zu entscheiden; doch neigte er sich von verschiedenen Indicien unterstützt mehr zu der letzteren hin, ohne aber völlige Gewißheit erlangen zu können. Da verfiel er endlich, nachdem die Untersuchung schon mehr als zwei Monate angebauert hatte, auf eine Kriegslist und diese führte ihn richtig zum Ziele. Er dachte nämlich: wenn die Attentäter wirklich von den Jesuiten angestiftet seien, so würden die letzteren sicherlich bei der nächsten Gelegenheit ihren Brüdern in Brasilien Nachricht davon zukommen lassen, und demgemäß mußte jetzt ein Kaufmann auf seine Veranlassung — natürlich aber ohne daß es sonst Jemand wußte — ein Schiff nach Brasilien ausrüsten. So wie aber dieses Schiff seine volle Ladung nebst Passagieren &c. eingenommen hatte und im Begriff war unter Segel zu gehen, erhielt der Kapitän ein königliches Schreiben mit der Weisung, dasselbe erst in einer gewissen Entfernung vom Lande zu eröffnen. Der Kapitän that natürlich, wie ihm befohlen, d. h. er öffnete alle Briefe und Effecten, die er am Bord hatte, und legte Beschlag auf alles Verdächtige. Ueberdem ließ er sämtliche Passagiere genau visitiren und verhaftete Jeden, bei dem nur einigermaßen ein Grund hiezu vorlag, um ihn sofort mit den confiscirten Briefen und Effecten nach Lissabon zurückzusenden. Hiedurch wurden wichtige Aufschlüsse erzielt und nun konnte man endlich daran denken, die nöthigen Verhaftungen in Vollzug zu setzen. Um aber dieß mit vollkommener Sicherheit thun zu können, zog Pombal verschiedene Regimenter Soldaten von ihren auswär-

tigen Garnisonen nach Lissabon, vorschützend, es geschehe dieß, damit die Leute bei dem Wiederaufbau der durch das Erdbeben zerstörten Häuser Hand anlegten.

Am 12. Dezember 1758 waren endlich alle Maßregeln getroffen, und den Tag darauf, am 13., sollte die Hauptstadt Portugals erfahren, wer drei Monate zuvor den Mord auf den König Joseph versucht habe. Der Schreck aber, als man dieß erfuhr, war groß, fast übermäßig, denn obwohl man sich den Namen von Manchem der Verhafteten schon vorher als einen wahrscheinlich Schuldigen zugeflüstert hatte, so träumte doch Niemand von einer solch' ausgedehnten Verschwörung. Doch zur Sache. Am 13. Dezember 1758, Morgens früh 4 Uhr, wurden alle Häuser und Paläste der beiden hochadeligen Familien Aveiro und Tavora ganz unvermuthet mit einer starken Abtheilung Militär umstellt und sofort nachfolgende Personen in die ihnen bestimmten Gefängnisse abgeführt: der Herzog von Aveiro, Obersthofmeister des Königs nebst seinem Sohne, dem Marquis von Covora; der alte Marquis von Tavora, General der Kavallerie und ehemaliger Vicekönig in Indien und der junge Marquis Luiz Bernard nebst dessen jüngeren Bruder Joseph Maria; die beiden Brüder des alten Marquis, Emanuel und Joseph Maria von Tavora; der Graf von Antougia und der Marquis von Alorno, Schwiegeröhne des alten Marquis; der Oberst Don Juan von Tavora zu Chaves und der Oberst Nuno von Tavora zu Alentejo; der Erzbischof von Evora und der Bischof von Port a Port, zwei Vettern der Familie; endlich die sämtlichen Hausgenossen und Diener, so weit sie sich nicht, wie z. B. der vertraute Kammerdiener des Herzogs von Aveiro, Joseph Polycarpio von Azevedo, durch die Flucht salvirt hatten. Man fesselte sie sämtlich an Händen und Füßen und brachte sie in die früheren Thiergartengebäude bei Belem am Tajo. Mit diesen männlichen Gefangenen übrigens begnügte man sich nicht, sondern man fügte ihnen auch einige weibliche bei, nämlich die alte Marquisin von Tavora nebst ihren Töchtern, welche man in dem Kloster „Do Grillo“ einsperrte, die Herzogin von Aveiro mit ihren Töchtern, die in's Kloster della Madra de Deos kamen, und die junge Marquisin von Tavora, jene obge-

nannte Donna Johanna Terefia, welche vom Könige so gerne gesehen wurde. Letztere behandelte man daher mit größter Artigkeit und wies ihr das adelige Frauenkloster Dos Santos zur Wohnung an, wo sie nach Belieben aus- und eingehen und Besuche annehmen konnte. Das waren nun die Personen, welche man am 13., Morgens, gefangen nahm und in ihre Gefängnisse abführte — wie man sieht, fast lauter Angehörige des höchsten Adels. Kaum aber hatte man dieses wichtige Geschäft zu Ende gebracht, so umstellte man die sieben Häuser, welche die Jesuiten in Lissabon besaßen, je mit einer Wache von fünfzehn Soldaten, ohne die Offiziere und Korporale, und ließ Niemanden mehr hinein, außer wenn er einen Erlaubnißschein vom Staatsrath hatte. Ueberdem verkündigte man ihnen einen Befehl des Cardinals Salbanha, daß bis auf Weiteres kein Mitglied des Ordens Jesu die Schwelle seines Hauses überschreiten dürfe, und somit waren von dieser Stunde an sämtliche in Lissabon anwesende Jesuiten nichts anders denn Gefangene, nur mit dem Unterschiede, daß man ihnen keine Fesseln anlegte, sondern sie frei im Innern ihrer Häuser herumgehen ließ.

Das Verhör mit den Gefangenen begann am 20. Dezember 1758 und zwar vor dem sogenannten Tribunal „da Inconfidencia“ das ist dem höchsten weltlichen Gerichtshof Portugals. Es bedurfte übrigens nicht vieler Sitzungen, denn der Herzog von Aveiro gestand sofort alles ein und somit half die Uebrigen das Bängnen nichts mehr. Eben so offene Geständnisse legten auch Beaz Joseph Romeiro, der vertraute Diener des Marquis Louiz Bernard von Tavora, und Antonio Alvarez Ferreira, nebst dessen Bruder Manuel, beide Kammerdiener des Herzogs von Aveiro, so wie endlich dessen Leibpage, Juan Miguel, ab, und es ging aus diesen Geständnissen sonnenklar hervor, daß es sich um nichts mehr oder weniger handelte, als um die Ermordung des regierenden Königs. Namentlich wurde die alte Marquisin Eleonora von Tavora als diejenige bezeichnet, welche ihren Gatten, ihre Söhne, ihre Verwandte tagtäglich aufgehetzt und so aus ihrem Hotel eine wahre Verschwörungshöhle gemacht habe; sie selbst aber sei wieder von den Jesuiten, besonders von den Patribus Mala-

grida, Mattos und Alexander v. Souza, den Beichtvätern der Familie Tavora, bearbeitet worden, so daß wenigstens in moralischer Beziehung die Haupturheberschaft auf die Söhne Loyola's komme. In Folge dessen beschloß das Tribunal, die Schuldigsten unter denselben ins Gefängniß werfen zu lassen und ließ diesen Befehl in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 1759 durch einige Senatoren mit Cavalleriepiquets ausführen. Die Verhafteten aber waren Folgende: Joseph Moreira, ehemaliger Beichtvater des Königs, Hyacinth da Costa, ehemaliger Beichtvater der Königin, Timotheus d'Oliveira, früherer Beichtvater der Prinzessinnen, Gabriel Malagrida, Joseph Pardigao, Generalprocurator des Ordens in Portugal, Joseph Soarez, Procurator von Brasilien, J. Henriquez, Provincial von Portugal, Johann de Mattos, Johann Alexander de Souza, Stephan Lopez und Joseph Oliveira. Man stellte sie vor dasselbe Gericht „da Inconfidencia“, welches auch die Untersuchung gegen die Familien Tavora und Aveiro geführt hatte und begann schon am 12. in aller Frühe mit ihrem Verhöre. Natürlich ließ sich das genannte Tribunal durch diese neu vorzunehmende Untersuchung nicht abhalten, das Urtheil über die früher Verhafteten, deren Proceß bereits zu Ende war, öffentlich zu verkündigen und dessen sofortige Vollziehung anzubefehlen. Es lautete gegen zehn derselben auf Tod, Einziehung ihrer Güter und Ehrlosmachung ihrer Kinder, während die übrigen mit Gefängnißstrafe weglamen. Die Bestrafung der Jesuiten behielt man sich auf spätere Zeiten vor; dagegen sprach sich das Tribunal jetzt schon ausdrücklich dahin aus, daß dieselben laut den Geständnissen der Attentäter als Haupturheber des Mordversuchs zu betrachten seien. Nach der Verkündigung dieses Urtheils, das man gleich darauf drucken ließ, um es in alle Welt zu versenden *) ging man bereits am 13. an dessen Vollziehung und errichtete zu diesem Behufe noch in der Nacht auf dem Marktplatze zu

*) Die Schrift wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt und kam noch im Jahre 1759 unter dem Titel: „Der portugiesische Hochverrath und Proceß der verurtheilten und hingerichteten Personen, wie ihn der Hof selbst öffentlich bekannt machen lassen,“ zu Frankfurt deutsch heraus.

Lissabon ein achtzehn Fuß hohes Gerüst, welches man mit einem starken Gorden von Militär umstellte. Auf dasselbe brachte man präcis sieben Uhr Morgens als die Schuldigste, die alte Marquisin von Tavora, mit gefesselten Händen und einem Strick um den Hals. Man setzte sie auf einen Stuhl, verband ihr die Augen und der Scharfrichter hieb ihr den Kopf ab, ohne ihr vorher — man berücksichtigte das Weib in ihr — irgend eine Qual anzuthun. Nach ihr kam ihr einundzwanzigjähriger Sohn, Joseph Maria von Tavora, an die Reihe. Ihn band man an ein etwas in die Höhe gerichtetes Kreuz, zerschmetterte ihm mit einem eisernen Kolben Arme und Beine, und erwürgte ihn dann mit einem Riemen. Dasselbe Schicksal hatten Jeronimo von Ataide, Graf von Atouguia, der junge Marquis Luiz Bernard von Tavora, Obrister der Reiterei, dessen Diener Blasius Joseph Romeiro, Corporal, Emanuel Alvarez Ferreira, Kammerdiener des Herzogs von Aveira und der Leibpage Johann Michael. Ihre Leichname flocht man sämtlich auf Räder, welche man auf Stangen befestigte, und diese Procebur nahm so viel Zeit in Anspruch, daß allemal eine halbe Stunde verfloss, bis man eine neue Hinrichtung vornehmen konnte. Nach dem Pagen Miguel oder Michael nahmen die Henker den alten Marquis Franz d'Assis von Tavora vor, banden ihn auf ein Andreaskreuz, gaben ihm mit einem runden Eisen drei Schläge auf die Brust, daß es weit hin dröhnte, zerquetschten ihm dann Arme und Beine und gaben ihm drauf den Gnadenstoß auf das Herz. Dem neunten Opfer, dem Herzog von Aveiro, zerschmetterten die Henkersknechte unter wildem Geschrei bei lebendigem Leibe sowohl Arme, als Beine und Schenkel, tödteten ihn sofort durch einen Stoß auf die Brust und warfen ihn in ein loderndes Feuer. Zuletzt führte man den zehnten Deliquenten, den Kammerdiener Anton Alvarez Ferreira, Bruder des obgenannten Emanuel, herbei, führte ihn vor die Leichname der neun Hingerichteten, zeigte ihm jeden einzeln, band ihn sofort an einen Pfahl, beugte rings um denselben große Holzhausen auf, zündete diese an und schürte so lange fort, bis er total verbrannt war. Auf diese Art strafte man die Zehne, von denen man gewiß wußte, daß sie unmittelbaren Antheil an dem Mordversuch gehabt hatten; wie sie aber hingerichtet waren, legte man

an das Gerüst Feuer und verbrannte es mit sammt allen Leichnamen zu Asche, welche man in den Tajo warf. Schließlich riß man die Paläste der hingerichteten Hochadeligen nieder, machte sie der Erde gleich und streute Salz auf die Stätte, zum Zeichen, daß sie nie mehr überbaut werden dürfe.

Eilf der Schuldigsten unter den Jesuiten saßen, wie wir gesehen haben, seit dem 12. Januar 1759 wohlverwahrt im Gefängnisse; die übrigen waren in ihre Häuser internirt und wurden von Soldaten bewacht. Allein hiebei konnte Pombal natürlich nicht stehen bleiben, indem halbe Maßregeln noch nie etwas taugten. Somit erschien sechs Tage nach ihrer Verhaftung ein königliches Edict, welches befahl, alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Söhne Loyola's, alle ihre Renten, Einkünfte und Gnadengehalte mit Beschlag zu belegen, und alle Verbindung dieser Ordensleute mit den Einwohnern Portugals aufzuheben. Dieses Edict wurde mit aller Strenge durchgeführt und trug dem Staate schwer Geld ein. Man fand nemlich nur allein in den Missionskassen des Hospitiums zum heiligen Franz Borgia so viel Baarschaft, daß man zu ihrer Fortschaffung fünfzehn Tage Zeit brauchte und wenn auch in den übrigen Jesuitenhäusern die Geldvorräthe minder bedeutend ausfielen, als man gehofft hatte, so fand man dagegen in den Magazinen eine solche Masse von Zucker, Cacao, Vanille und andern ähnlichen Artikeln, daß die Versteigerung derselben ganze Wochen in Anspruch nahm. Zu gleicher Zeit mit dem Confiscationsedicte ließ Pombal in einer Schrift, die in Masse unter dem Publikum verbreitet wurde, die gottlosen und aufrührerischen Irrthümer enthüllen, welche die Jesuiten den hingerichteten Missethättern beigebracht hatten, und verlangte von der hohen Geistlichkeit Portugals, daß sie ihn in seinem Verfahren gegen den Orden Jesu unterstützen sollen. Die sämtlichen Bischöfe des Landes entsprachen seinem Ansinnen und da viele derselben eigene Hirtenbriefe erließen, in welchen sie das bisherige eben so schädliche als schändliche Treiben der Söhne Loyola's mit derben Worten auseinandersetzten, so fing auch das niedere Volk nach und nach an, von seiner ihm immer noch anklebenden Verehrung gegen die Societät Jesu abzulassen. Endlich, nachdem auch dieser Zweck erreicht war, wandte sich die portugiesische Regierung an den Pabst zu Rom, damit auch

dieser, als der oberste Richter und Regent über die gesammte katholische Geistlichkeit der Welt, seine Zustimmung zu den bisher getroffenen, sowie zu den ferner noch zu treffenden Maßregeln gebe. Das betreffende Schreiben ging unterm 20. April 1759 an ihn ab und Pombal gab Seiner Heiligkeit darin zu verstehen, daß sein König und Herr gesonnen sei, sämtliche Jesuiten aus seinen Staaten zu entfernen, indem keine Hoffnung mehr übrig bleibe, durch gelindere Mittel sich vor ihren Tücken und Nachstellungen zu bewahren. Natürlich aber that dieß Pombal nicht, ohne der römischen Curie in einer beigelegten sehr umfangreichen Denkschrift den Beweis von jenen Tücken und Nachstellungen zu liefern; er that es nicht, ohne darzuthun, welche verderbliche, hochverrätherische Pläne die Söhne Loyola's in Paraguay verfolgt und wie sie den erwiesenen Thatsachen seither nur verwegene Lasterungen entgegengesetzt hätten; er that es nicht, ohne die Belege mit einzusenden, daß jene Patres, nachdem sie als Beichtväter vom Hofe entfernt und durch einen Erlaß des Patriarchen von Vissabon vom Beicht- und Predigtamt ausgeschlossen worden seien, eine schändliche Verschwörung gegen das Leben des Monarchen anzettelten, durch welche sie eine gewaltsame Aenderung in der Regierung Portugals zu ihren Gunsten herbeiführen wollten. Gestützt auf diese letzteren Belege verlangte dann schließlich Pombal ein päpstliches Breve, welches ihn bevollmächtigte, geistliche Personen, welche sich des Hochverraths gegen König und Staat schuldig machten, den weltlichen Tribunalen zu überliefern, denn die Söhne Loyola's besaßen nach ihren Statuten die sogenannte »immunitas ecclesiastica«, das ist die Exemption oder Befreiung vom gewöhnlichen Gerichtsstande im ausgedehntesten Sinne des Wortes, und wenn man ihnen daher ohne vorherige päpstliche Bevollmächtigung den Proceß machte, so hätten können später Einsprachen erhoben werden.

Sogleich nach Empfang der soeben genannten Depeschen überreichte sie der am römischen Hofe accredidirte portugiesische Gesandte Franz de Almada de Mendoza der päpstlichen Curie und alle Welt war nun aufs höchste gespannt, welche Antwort die Curie geben würde. Besser in die Verhältnisse Eingeweihte konnten sich schon im Voraus denken, was folgen müsse, weil sie wußten, welcher schwacher Mann Pabst Clemens XIII. war und wie er sich in

allem vom Cardinal-Staatssecretär Torregiani, dem nahen Verwandten des Jesuitengenerals Ricci, beherrschen ließ. In der That antwortete auch Clemens XIII. in rein jesuitischem Sinne. Zwar allerdings lautete das vom 11. August datirte und unmittelbar an den König von Portugal gerichtete päpstliche Schreiben noch ziemlich ausweichend und es wurde darin der Monarch, nachdem den Jesuiten im Allgemeinen das überschwenglichste Lob gezollt war, nur gebeten, gegen die in den Königsmord-Proceß verwickelten Söhne Loyola's milde zu verfahren und ihnen namentlich das Leben zu schenken; allein ein Breve ganz anderen Inhalts ging zu gleicher Zeit an den Gesandten des Papstes in Lissabon, den Nuntius Acciajuoli, von Rom ab, denn in diesem Breve wurde der Nuntius instruirt, in der Jesuitenangelegenheit der weltlichen Regierung Portugals auch keinen Fuß breit nachzugeben. Im Gegentheil ersah man aus demselben — Pombal hatte sich eine Abschrift davon zu verschaffen gewußt — nur zu deutlich, wie die in Rom damals allmächtige Jesuitenparthei ganz ungescheut darauf hinarbeitete, einen förmlichen Bruch zwischen dem Papst und der Krone Portugals herbeizuführen, in der festen Ueberzeugung, das Ministerium Pombal werde dadurch bei dem gutkatholischen portugiesischen Volke so verhaßt werden, daß der König aus Furcht vor einer Revolution ihm den Abschied geben müßte. Zu dem gleichen Zwecke setzte sich auch der Nuntius Acciajuoli mit den vornehmsten Adelsgeschlechtern Portugals insgeheim in genaue Verbindung und sammelte selbst unter den näheren Angehörigen des Hofes, das ist unter Personen königlichen Geblüts, welche den Jesuiten innerlich immer noch mit Leib und Seele ergeben waren, Partheigenossen. Kurz es wurde ein großer Schlag vorbereitet, welcher den Söhnen Loyola's wieder zu ihrer früheren Allmacht in Portugal verhelfen sollte, allein Pombal kam demselben zuvor. Kategorisch ließ er durch den Gesandten Almada eine bestimmte Erklärung von der päpstlichen Curie fordern, ob sie seine gerechten Forderungen zu befriedigen Willens sei oder nicht, und als diese Erklärung nicht gegeben, vielmehr dem Gesandten sogar die erbetene Audienz beim Papste verweigert wurde, so beschloß der energische Minister sich selbst Recht zu verschaffen. Mit andern Worten, er beschloß, die Schuldigeren unter den Jesuiten, welche in Portugal oder in dessen Colonien

lebten, auf eigene Faust und ohne alle weitere Rücksicht auf den römischen Hof sofort einzustecken und in den Kerker festzuhalten, die andern aber für immer und ewig aus dem Staate zu verbannen und zwar unter Androhung der schwersten Strafen bei ihrer etwaigen heimlichen oder offenen Rückkehr.

Das betreffende Decret wurde schon unter dem 3. September 1759 ausgefertigt und vom Könige unterschrieben. Doch zögerte Bombal mit dessen Bekanntmachung und Ausführung noch volle vierzehn Tage lang, ohne Zweifel in der Erwartung günstigerer Nachrichten von Rom. Wie aber diese nicht kamen und wie die Gefahr, in der er schwebte, immer höher anschwell, da bedachte er sich nicht länger und überschritt, ohne zu zittern, den Rubicon. Ja er verbrannte sogar die Brücke hinter sich, um ja nicht mehr umkehren zu können, und jetzt erst überzeugten sich die Söhne Loyola's von der riesigen Größe ihres Gegners. Schon die Sprache, welche Bombal in dem Decrete gegen sie führte, war eine vernichtende. Nachdem er nehmlich alle die Schändlichkeiten und Verbrechen, deren sich die Jesuiten in Portugal gegen den König und den Staat schuldig gemacht, genau durchgegangen und für jede einzelne That die nöthigen Belege angeführt, läßt er den Monarchen also weiter verfügen: „Um nun meine königliche Ehre, welche gleichsam die Seele und das Leben der ganzen Monarchie ist, zu schützen; um meine Unabhängigkeit als Souverain und Regent unverletzt zu erhalten; um so große und außerordentliche Mergernisse aus der Mitte meines Reichs zu entfernen und meine Unterthanen vor ähnlichen gräßlichen Vorkommnissen nebst deren traurigen Folgen zu bewahren, erkläre ich die benannten Religiosen — die Jesuiten nehmlich — für so durch und durch verdorben und von ihren heiligen Ordensregeln abgewichen, daß sie durch ihre unzähligen, verabscheuungswürdigen und auf's tiefste eingewurzelten Laster ganz unfähig geworden sind, jene Regeln je wieder beobachten zu lernen; ich erkläre sie für notorische Rebellen, Verräther, Feinde und Friedensstörer, welche sich meiner königlichen Person und Regierung, der öffentlichen Ruhe meiner Reiche und der allgemeinen Wohlfahrt meiner Unterthanen widersezt haben und noch widersezen, und befehle somit Allen, daß man sie als solche Rebellen und Verräther

halten, ansehen und behandeln soll. Kraft dessen also erkläre ich sie für denaturalisirt, verwiesen, geächtet und verbannt, und verordne, daß sie aus allen meinen Königreichen und Herrschaften ausgestoßen werden sollen, ohne jemals wieder darein zurückkehren zu können. Ich gebiete endlich allen meinen Unterthanen, weß Standes und Gewerbes sie auch sein mögen, bei unerläßlicher Todesstrafe und Confiscation der Güter zum Vortheil meines Schazes, daß sie weder mehreren noch auch nur einem der besagten verjagten Religiosen Zutritt geben oder sich mit ihnen in Verbindung setzen, oder irgend einen Verkehr, es sei mündlich oder schriftlich oder durch einen Dritten, mit ihnen unterhalten; dem Doctor Emanuel Gomez de Carvalho aber, als dem Senator des Palastes und Großkanzler meiner Reiche, befehle ich, daß er gegenwärtiges Gesetz in der Canzlei bekannt mache und dasselbe abschriftlich an alle Tribunale, Hauptstädte der Provinzen und übrigen Städte meines Reiches schicke, um es dort einregistriren zu lassen.“ So lautete die Sprache in dem Decret, welches alle Jesuiten aus dem portugiesischen Staate verbannte, und man wird mir zugeben, daß sie nicht energischer gelautet haben könnte. Nicht minder energisch übrigens ging man bei der Ausführung des Decrets zu Werke, und schon am 17. September segelte das erste mit hundertdreißig Jesuiten beladene Schiff aus dem Tajo nach Civita-Vecchia im Kirchenstaate ab. Dorthin nemlich hatte Bombal beschlossen, die Söhne Loyola's zu senden, damit sie sich alle bei ihrem großen Freunde und Beschützer, dem Pabste, sammeln könnten. Der zweite Transport ging am 7. Oktober mit hundert und siebenzehn Jesuiten ab, und so folgten in angemessenen Zwischenräumen noch fünf weitere Transporte, welche in allem und allem gegen zwölfhundert Söhne Loyola's im Kirchenstaate absetzten. Vergeblich hofften die guten Patres, das Volk, dessen Geist sie so lange beherrscht, werde sich für sie erheben und dem Gewaltakt Bombals durch eine Revolution entgegentreten; keine Hand regte sich für sie und an manchen Orten verwünschte man sogar ihr Angedenken. So wurde die Verjagung der Jesuiten aus ganz Portugal mit größter Ruhe zu Ende gebracht und nach Jahresfrist sah sich dieses Reich mit allen seinen Colonien ganz gründlich von der schwarzen Cohorte befreit. Doch

nein, ich habe Unrecht, so zu sprechen, denn Bombal sandte nicht alle Mitglieder des Ordens Jesu nach Italien, sondern behielt einen Theil von ihnen, die schuldigsten und gefährlichsten, zurück. Es waren dieß außer jenen Gils, die ich weiter oben schon namhaft machte, noch weitere hundert und dreizehn, meist Provinciale, Procuratoren, Rectoren und sonstige hervorragende Persönlichkeiten, die man schließlich alle in der auf einem Felsen im Meere drei Stunden von Lissabon gelegenen Festung St. Julian unterbrachte. *) Dort starben in der Zeit von 1759 bis 1777 ihrer neununddreißig, jedoch meist in hohem Alter; ihrer sechsunddreißig brachte man anno 1767 nach Italien zu ihren vorangegangenen Brüdern und der Rest mit Ausnahme eines Einzigen, dem man schon früher den Prozeß machte, wurde anno 1777 nach dem Tode des Königs Joseph straffrei entlassen. Dieser Einzige war der Pater Gabriel Malagrida, von welchem weiter oben schon mehrfach die Rede gewesen ist, einer der einflußreichsten unter den Söhnen Loyola's in Lissabon, dem man die Hauptschuld des Attentats auf den König vom 3. September 1758 beimaß. Weil aber der Papst zu Rom dem Marquis de Bombal die Vollmacht: „Geistliche wegen weltlicher Verbrechen vor ein weltliches Gericht zu stellen“, nicht erteilte, so übergab man den zweiundsiebzigjährigen Greis dem despotischen Gericht der heiligen Inquisition und dieses verurtheilte ihn wegen Keterei und andern ähnlichen Missethaten zum Tode durch's Feuer. Diese Strafe erlitt er am 20. September 1761, denn der König fühlte sich nicht bewogen, ihn zu begnadigen, und da er somit ganz allein für alle seine Genossen mit dem Leben büßen mußte, so ist es kein Wunder, wenn ihn die Letzteren

*) Hierunter befanden sich Jesuiten aus allen Nationen, insbesondere aber auch nachfolgende Deutsche: Rutger Sundt, ein Niederrheiner, Franz Wolf, aus Böhmen, Ignaz Szentmartonyi, Oesterreicher, Martin Schwarz, Oberdeutscher, Joseph Knhling, Oesterreicher, Moritz Thoma, Augsburger, Jacob Müller, Niederrheiner, Jacob Delsart, Elsässer, Lorenz Kaulen, Niederrheiner, Anton Münsterburg und Anselm Cart, beide vom Oberrhein, Johann Koffler von Prag, Jacob Graf, Niederrheiner, Johann Brauer, Westphäler, und Matthias Piller, Oesterreicher.

nachher für einen heiligen Märtyrer ausgaben und als solchen verehrten.

Solches war das Schicksal der Jesuiten in Portugal und man muß es gewiß eine außerordentliche Erscheinung nennen, daß die erste Austreibung derselben gerade von einem Hofe ausging, der ihnen früher Jahrhunderte lang so sklavisch gehorcht hatte. Allein solches war auch nur dadurch möglich, daß ein Marquis de Pombal das Regiment führte, denn nur ein Mann seiner Thatkraft, seines Genie's und seines eisernen Willens konnte es wagen, einem Orden Troß zu bieten, welcher seither als das Orakel der Könige und der Abgott des Volkes gegolten hatte. Natürlich übrigens konnte die Folge dieses kühnen Schrittes keine andere sein, als ein Aufschrei der gräßlichsten Wuth von Seiten der ganzen Societät Jesu, und ihr General lag von nun an dem Pabste Clemens XIII. beständig in den Ohren, das Königreich Portugal sofort mit einem Interdicte zu belegen. Letzteres wagte aber der heilige Vater doch nicht, indem ihm die vernünftigeren unter den Cardinälen zu verstehen gaben, daß die Zeiten eines Hildebrand vorüber seien und die Völker sich nicht mehr allzu viel um eine Bannbulle bekümmern würden. Im Gegentheil könnte aus einem solchen Vorgehen leicht ein großer Schaden erwachsen, wenn es dem Marquis de Pombal etwa heisiele, Portugal von Rom ganz unabhängig zu machen und ein eigenes Kirchenregiment unter einem lusitanischen Patriarchen zu bilden. Somit unterblieb der beabsichtigte Bannstrahl, aber zu einem Friedensbruch zwischen Rom und Lissabon kam's deswegen doch. Am 5. Juli 1760 nemlich verließ der portugiesische Gesandte, von allen seinen Landesleuten begleitet, Rom, da er die ewigen jesuitischen Insulten nicht mehr auszuhalten vermochte, und schon einige Wochen zuvor, am 15. Juni, hatte Pombal dem päpstlichen Nuncius, der sich einer Ungezogenheit gegen das königliche Haus schuldig machte, seine Pässe mit dem Bedeuten zustellen lassen, daß er innerhalb vier Tagen die Grenzen Portugals hinter sich haben müsse. Mit der Abreise dieser beiden Gesandten hörte jede Verbindung zwischen Portugal und dem Kirchenstaate vollständig auf und die Jesuiten sorgten auch dafür, daß, so lange Clemens XIII. herrschte, keine

Verföhnung zu Stande kam. Die Thoren — sie meinten, ohne den Pabst könne kein katholischer Staat existiren und der König von Portugal müsse deswegen über kurz oder lang zu Kreuze kriechen; allein der Staat Portugal existirte und Don Joseph I. kroch nicht zu Kreuze, trotzdem der Pabst acht volle Jahre lang aus Portugal so zu sagen exilirt war!

[Faint, mirrored bleed-through text from the reverse side of the page, including the name 'Pedro Pablo Martini de Sola' and the title 'die Aufhebung der Inquisition in Spanien'. The text is largely illegible due to its faintness and orientation.]

Fünftes Kapitel.

Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von Aranda oder die Aufhebung der Jesuitenester in Spanien.

Wie die Jesuiten unter König Philipp II. in Spanien zu einer ganz außerordentlichen Macht gelangten, haben wir schon im zweiten Buche gesehen und wenn sie nun auch später hievon etwas einbüßten, weil die Dominikaner mit ihrer Inquisition sich ihnen mit Macht entgegenstimmten, so behielten sie doch ihre großartigen Reichthümer, die sie sich gesammelt, sowie ihren oft außerordentlichen Einfluß auf die Angehörigen des Hofes und die Regenten selbst. Freilich herrschten aber auch von Philipp II. an bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Könige über Spanien, deren Geist vom Bigottismus vollständig übernachtet war, und wenn vielleicht Philipp V. trotz des Einflusses seiner zwar lebenslustigen und aufgeweckten, aber auch sehr frommen und sogar fast bigotten Gemahlin, der Königin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Parma, hievon eine partielle Ausnahme machte, so wurde dieser Lichtpunkt anno 1746 mit dem Regierungsantritt Ferdinands VI., des Sohnes Philipps und Elisabeths, sogleich wieder ausgelöscht. Er, der gemüthskranke Mann nemlich, hatte so wenig geistige Kraft, daß er nicht im Stande war, sich über die Einflüsterungen seines Beichtvaters, eines Dominikaners, zu erheben, und höchstens

wurde dieser Einfluß hie und da durch die Macht, welche seine Mutter über ihn ausübte, paralyfirt. Diese Königin-Mutter aber? Nun sie war wegen ihres Bigottismus gegen das Ende ihres Lebens immer mehr in die Hände der Jesuiten gefallen und somit konnte es sich bei fast allen Regierungsmaßregeln nur allein darum handeln, ob dieselben von den Dominikanern oder den Mitgliedern des Ordens Jesu dictirt seien. Eben daher kam es auch, daß die hochverrätherische Handlungsweise der Söhne Loyola's in Paraguay, von welcher die Krone Spanien eben so gut getroffen wurde, als die Krone Portugal, an dem spanischen Hofe keineswegs so bitterböses Blut machte, als an dem portugiesischen, sondern daß man sich vielmehr dort nur allzu geneigt zeigte, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Ja, der halb blödsinnige König ließ sich sogar überreden, den Einflüsterungen der Herren Patres: „der Marquis de Balbilaros, welcher, wie wir vorhin gesehen haben, bei der bewußten paraguay'schen Grenzregulirung als spanischer Commissär und General fungirte, sei ein Feind des Ordens Jesu und wolle diese so ganz und gar unschuldige Gesellschaft durch Lüge und Verläumdung zu Grunde richten“, Glauben zu schenken und sandte anno 1757 den Don Pedro Cavaglios, einen den Jesuiten durch und durch ergebenen Mann, nach seinen südamerikanischen Colonien, um das jesuitische Treiben daselbst einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Was dieser berichtete, kann man sich denken, und der Erfolg war, daß — obwohl der Minister des Königs, der Herzog von Alba, das Memoire des Cavaglios für das ansah, was es war, nemlich für einen zu Gun, en der Söhne Loyola's geschriebenen Roman — der spanische Regent nie dazu gebracht werden konnte, eine genaue und wahrhafte Untersuchung über den jesuitischen Aufruhr in Paraguay anstellen zu lassen. Demgemäß wurden auch die Söhne Loyola's in Spanien, so lange Ferdinand VI. lebte, wegen ihrer über dem Meere begangenen Verbrechen nicht zur Strafe gezogen, sondern sie feierten vielmehr daselbst Triumphe, während sie im nahen Portugal in harte Gefängnisse geworfen oder aus dem Lande transportirt wurden.

Noch glorreicher entfalteten sie ihre Fahne, als nach dem Tode Ferdinands dessen Mutter Elisabeth auf so lange die Zügel

der Regierung übernahm, bis ihr zweiter Sohn — die Ehe ihres Erstgeborenen, des so eben verstorbenen Ferdinand VI., mit der portugiesischen Prinzessin Anna Barbara war kinderlos geblieben, und überdem starb die letztere noch vor ihrem Gemahl — der nachherige König Karl III., welcher seither über Neapel und Sicilien geherrscht hatte, in Madrid ankam, denn Elisabeth that alles, was ihre geliebten Patres nur immer von ihr haben wollten. Ja, sie ging sogar so weit, daß sie die unter Bombal in Portugal erschienenen Schriften, in denen die Söhne Loyola's der Rebellion gegen die spanische wie die portugiesische Krone in Südamerika überwiesen wurden, in Madrid öffentlich durch den Henker verbrennen ließ, und überdem mußte auf ihren ausdrücklichen Befehl die heilige Inquisition der Societät Jesu ein förmliches Belobungsdecret ausfertigen! Zum großen Unglück für die besagte Societät dauerte jedoch das Regiment ihrer hohen Beschützerin nicht einmal ein ganzes Jahr, indem Karl III. bereits zu Anfang 1760 Besitz von seinem neu geerbten Throne nahm, und dieser Fürst ließ leider gleich von Anfang an durchschauen, daß er keineswegs gesonnen sei, in die Fußstapfen seines Bruders Ferdinand oder gar seiner Mutter Elisabeth zu treten. Sein Freund war ja der aufgeklärte Marquis von Montallegre und mit ihm zusammen hatte er — o des schrecklichen Greuels! — die verruchten „*Monita ad Principes*“, von denen im fünften Buche bereits die Rede gewesen, mit höchsteigenen Augen gelesen! Ueberdem besaß er nicht in dem Franziskaner Joachim Gela, Bischof von Osuma, einen erwiesenen Jesuitenfeind zum Beichtvater, und entschied er nicht gleich bei Beginn seiner Regierung in dem großen Zehntstreite des Domkapitels der Metropolitankirchen von Mexiko und Puebla de los Angeles mit dem zehntverweigernden Orden Jesu gegen den letzteren? Gewiß, von einem solchen Regenten konnten sich die Söhne Loyola's unmöglich etwas Gutes versprechen und sie sahen daher auch der Zukunft mit sehr bangen Gesichtern entgegen. Zwar allerdings — offenkundige Maßregeln gegen sie wurden für die erste Zeit keine ergriffen, sondern man ließ sie vielmehr ganz ruhig wie bisher gewähren und sie durften predigen, dociren und Beichte hören, letzteres sogar bei Hofe, gerade wie unter der Königin-Mutter. Dagegen aber konnten sie sich nicht verhehlen,

daß ihr ganzes Thun und Treiben allenthalben mit scharfen Augen beobachtet würde, und eben dieses offenbar von oben herab angeordnete Beobachten genirte sie weit mehr, als wenn offen zum Sturm gegen sie geblasen worden wäre. Suchte man vielleicht in der Stille Beweise gegen sie, um ihnen dann in Spanien ebenso zu Leibe zu gehen, wie in Portugal bereits geschehen war? Fast schien es so, denn in der ganzen Umgebung des Königs befand sich kein Jesuite oder auch nur ein Jesuitenfreund, den einzigen Pater Bramieri, den Beichtvater der Königin-Mutter ausgenommen. Um so größer erschien die Zahl der Jesuitenfeinde, wenn man nehmlich die sogenannten Aufgeklärten zu solchen rechnen darf, denn der König scheute sich nicht, schon anno 1762 einem Pedro Rodriguez, Grafen von Campomanes, der doch im Ruf der Kezerei stand, das wichtige Amt eines Fiscal des hohen Rathes von Castilien anzuvertrauen, und der Minister Gregory Marquis de Squillens nebst noch so vielen andern Hochbediensteten gehörte ganz gewiß auch nicht zu den Strenggläubigen. Kurz mit jedem Momente fing es den Söhnen Loyola's am Hofe zu Madrid an ungeheuerlicher zu werden und als sie vollends gar mit Bestimmtheit erfuhren, daß der Bischof Roxas, ein anderer Vertrauter Karls III., in einer gewählten Gesellschaft das Verfahren Bombals gegen den Orden Jesu mit unumwundenen Worten gebilligt habe, da blieb ihnen über das, was man gegen sie im Schilde führe, kein Zweifel mehr übrig. Allein — wie helfen? Nun, über dieses „Wie“ kamen sie bald mit sich in's Reine, und zwar um so leichter, als sie keine Ursache hatten, dem Könige allzu viel Kühnheit und Kraft zuzutrauen.

Zu Ende der Fastwoche des Jahres 1766 bemerkte man unter dem gemeinen Volke zu Madrid eine ganz eigenthümliche Bewegung und nicht selten kam es Abends zu kleinen Ruhestörungen. Nicht minder fiel auf, daß die Söhne Loyola's sich in jenen Tagen besondere Mühe gaben, Arbeiter und Bediente aller Art, sowie sogar Leute ganz verdächtigen Rufes, wie Diebe u. dergl. mehr, in die von ihnen gestifteten Congregationen zu locken, und man sah sie selbst die Gefängnisse besuchen, um mit den daselbst Verhafteten die geistlichen Exercitien vorzunehmen. Unmöglich konnten sie damit etwas anderes bezwecken, als einen recht großen Einfluß auf die

geringeren Klassen der Einwohnerschaft Madrids zu bekommen, und in der That mehrte sich auch dieser Einfluß, wie sie sich zur Genüge überzeugen konnten, mit jedem Tage um ein Beträchtliches. Sonderbar aber, in demselben Verhältnisse, in welchem ihr Einfluß stieg, mehrten sich auch die Zusammenrottungen des Pöbels, und die Regierung, respective die Polizei von Madrid, hatte trotz der requirirten Militärmacht, oft Mühe, die Leute auseinander zu treiben. Endlich in der Nacht des 23. März brach ein allgemeiner Aufstand aus und es sammelten sich in allen Quartieren der Stadt große Haufen, welche sich unter wildem Geschrei und indem sie in einzelne Häuser eindrangen, um zu plündern, dem königlichen Palaste zuwälzten. Sie führten Steine und Knüttel, nicht Wenige auch Waffen bei sich, und wie sie vor dem geschlossenen Thore der Residenz ankamen, fingen sie an, dasselbe zu bombardiren. Zugleich schrieten sie wie wahnsinnig: „Nieder mit Gregory! Es lebe Enzenada! Heraus mit dem Schust von Beichtvater! Es leben die heiligen Väter vom Orden Jesu!“ Offenbar also hatten sie einen politischen Zweck, und zwar keinen andern, als den der Veränderung des Regiments zu Gunsten der Söhne Loyola's, denn Enzenada war ein wegen seiner Jesuitenfreundlichkeit entlassener, früherer Minister, während der Beichtvater des Königs und sein Minister Gregory als Jesuitenfeinde bekannt waren. Nun bot man zwar sofort die ganze verfügbare königliche Truppenmacht auf, um die Anführer zu zerstreuen, allein vergebens. Die Truppen waren zu schwach, die Volkshaufen zu stark, und man mußte fürchten, daß ganz Madrid in Flammen aufgehe, wenn man einen ernstlichen Widerstand versuchte. So zog es Karl III. vor, nach Aranjuez zu entfliehen, und dahin folgte ihm der ganze Hof, so wie wer sonst Ursache hatte, zu glauben, daß die Rache des Pöbels sich auch auf ihn erstrecken könnte. Man drang sofort in den König, die Verhaßtesten unter seinen bisherigen Berathern zu entfernen, um die empörte Hauptstadt zu beschwichtigen, und Karl III. sah auch sogleich ein, daß er hierin nachgeben müsse. Er entließ also den bisherigen Minister Gregory nebst dem Bischof Moras und berief dagegen den Grafen von Aranda, den Generalstatthalter von Valencia, um ein neues Ministerium zu bilden. Er that dieß aber nicht etwa deswegen, weil Aranda ein Jesuitenfreund gewesen wäre, sondern weil er denselben als einen

ebenso energischen und festen, als klugen und gebildeten Mann kannte, von dem man zum Voraus überzeugt sein konnte, daß er das Ruder des Staats mit außerordentlicher Kraft führen werde. Das erste, was nun der neue Minister vornahm, war, daß er sich sofort mit lauter Männern ähnlichen Charakters, wie z. B. dem Grafen von Pilo, Don Pablo Davides, umgab, und das zweite, daß er die Hauptstadt, welche schon über die Entlassung Gregory's und Roxas' jubelte, durch die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie vollends zur Ruhe brachte. So ganz und durchaus allgemein war aber die Amnestie nicht gemeint, sondern man nahm die Häupter und Anstifter des Aufruhrs davon aus und ernannte sofort zur Ausfindigmachung derselben ein eigenes Untersuchungsgericht, dessen Präsidium Aranda selbst übernahm. Es wurden nun eine Menge von Zeugen verhört, und zwar theils bloße Zuschauer, theils solche, welche an der Empörung selbst Theil genommen hatten. Auch wandte man nie die Folter an, um die Wahrheit zu erpressen, sondern begnügte sich mit den freiwillig gegebenen Aussagen und Antworten. Was kam nun aber heraus? Siehe da, nichts anderes, als daß die Hauptanstifter des Aufruhrs, außer dem Marquis von Baldeflores, einem von wildem Rachegefühl entflammten Mann, die drei Jesuitenpatres Isidor Lopez, Michael Benavente und Ignaz Gonzalez gewesen seien. Dieses war strifte durch die bestimmtesten Aussagen von zum Theil hochachtbaren Männern, wie z. B. Don Sylvester Palamarez, Benedetto Navarro, Juan Barracan und Andere, erwiesen und ebenso gewiß wußte man, daß noch verschiedene andere Jesuiten, obwohl in guter Verkleidung, in jener Empörungsnacht mitten in den dichtesten Volkshaufen gestanden waren, die Leute anfeuernd und ermutigend.

Das war eine schlimme Entdeckung für die guten Patres; ja sogar eine fast mehr als schlimme, indem der Verdacht näher und näher trat, daß es sich bei jenem Aufruhr nicht bloß um die Entfernung einiger verhaßten Minister, sondern vielmehr um etwas weit Wichtigeres, das ist um die Entfernung des Königs selbst, gehandelt habe. Dem Orden Jesu sollte gründlich, nicht bloß vorübergehend geholfen werden, und das konnte nur geschehen, wenn der

Monarch, der einmal gegen den Orden eingenommen war, für immer beseitigt wurde, wenn man ihn zwang, zu Gunsten seines jüngeren Bruders, des Infanten Don Ludwig, eines für die Jesuiten fast schwärmenden Prinzen, abzutreten. Solche Pläne hatten die Söhne Loyola's, wie sich im Verlauf der Untersuchung immer mehr herausstellte, im Kopfe, und war es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn einige Mitglieder des Staatsraths sich mit Beziehung auf diesen jesuitischen Hochverrath in Gegenwart des Monarchen dahin verlauten ließen, daß man nur dann auf Ruhe und Sicherheit im Staate rechnen dürfe, wenn man alle Jesuiten aus Spanien entferne? Ein förmlicher dahin zielender Antrag wurde allerdings nicht gestellt und noch viel weniger faßte man einen Beschluß darüber; aber man erörterte die Sache doch so gründlich, daß der Monarch selbst anfang von der Ueberzeugung: „die Austreibung der Söhne Loyola's sei das einzige Radikalmittel, das helfen könne,“ durchdrungen zu werden. Um so energischer trat dagegen seine Mutter Elisabeth, sobald sie von der Angelegenheit flüsternd hörte, für die Societät Jesu in die Schranken und ihrer außerordentlichen Ueberredungskraft gelang es auch wirklich, den Sohn wieder wankend zu machen. Ja, es glückte ihr sogar, demselben einiges Mißtrauen in die Männer, denen er gegenwärtig sein Vertrauen schenkte, also in einen Aranda, Campomanes, Olavides, d'Ossun, Alba, Florida-Blanca, und wie sie sonst hießen, einzupflanzen, und fast schien es, als ob das Licht, welches im Begriffe war, über Spanien hereinzubrechen, für immer wieder erlöschen sollte. Doch siehe da, noch während die Untersuchung über den Aufruhr fortbauerte, starb die alte Königin-Mutter, so daß also von ihrem Einfluß von nun an nichts mehr zu befürchten war, und fast zur gleichen Zeit wurde eine Entdeckung gemacht, durch welche die Unmöglichkeit, die Söhne Loyola's noch länger in Spanien existiren zu lassen, für Karl'n III. vollkommen klar wurde. Es glückte nämlich der Wachsamkeit des Grafen von Aranda, einen Eilboten abzufangen, der ein von dem Ordensgeneral Ricci an den Provinzial von Toledo gerichtetes Schreiben bei sich trug, und in diesem Schreiben wurde der Plan, den regierenden König, unter dem Vorwand, daß er ein Bastard sei, vom Throne zu stoßen und dafür den

Infanten Ludwig darauf zu erheben, ganz offen erörtert. Weiter fand man bei dem Generalprocurator der Jesuiten in Madrid bei einer vorgenommenen Haussuchung eine gedruckte Schrift, in welcher dasselbe Thema abgehandelt und namentlich der Beweis zu liefern gesucht wurde, Karl III. sei kein Sohn seines nominellen Vaters, Philipp's V., sondern vielmehr die Frucht eines Liebesverständnisses, welches die so eben verstorbene Königin Elisabeth mit dem Cardinal Alberoni gepflegt habe. Endlich verhaftete man zwei Jesuiten, die von Madrid nach Rom reisen wollten, hart an der französischen Grenze und fand, als man ihre Mantelfäcke untersuchte, ein an den Ordensgeneral Ricci adressirtes Paquet, welches zwei Exemplare der obigen hochverrätherischen Schrift enthielt. Nun besaß man wahrhaftig der Beweise übergenug, auf was es die Söhne Loyola's abgesehen hatten, und wer wird es nun nicht begreifen, daß bei diesem Stand der Dinge dem Könige Karl gar nichts anderes mehr übrig blieb, als der Societät Jesu zu Leibe zu gehen? Seine Krone, seine Ehre, die Ehre seiner Mutter — derselben Mutter, welche den Jesuiten so unendlich viel Wohlthaten erwiesen hatte und die nun im Grabe den Dank dafür erntete — stand auf dem Spiel; es mußte gehandelt, es mußte gestraft, und zwar exemplarisch gestraft werden!

Doch wie sollte man die Sache angreifen? Etwa in der Weise, wie Pombal in Portugal gethan, also durch einen öffentlichen Proceß? Es wäre leicht gewesen, diesen zu instruiren und die Söhne Loyola's ihrer Verbrechen zu überweisen; aber dann wurde auch die Bastardangelegenheit öffentlich und diese mußte, obwohl sie nur eine jesuitische Erfindung war, einen Höllenscandal absetzen. Campomanes und Mognino, die beiden Kronfiscale und zugleich die größten juridischen Notabilitäten Spaniens, riethen daher zu einem andern Verfahren und diesem Rathe stimmte sofort der ganze Staatsrath, sowie die juridische Fakultät von Alcalá, die man deßhalb insgeheim befragte, bei. Mit andern Worten: es wurde den 28. Februar 1767 der Beschluß gefaßt, die Gesellschaft Jesu als eine gemeinschädliche und hochverrätherische aus allen Besitzungen der spanischen Monarchie für immer und ewig zu verbannen, und zugleich dem Grafen von Aranda

anbefohlen, diesen Beschluß sofort in Ausführung zu bringen. Ueberdem legten die sämtlichen Mitglieder des Staatsraths in die Hände des Königs den Schwur ab, weder durch ein Wort, noch durch einen Wink, noch auf irgend andere Weise etwas von dem, was in Aussicht stand, zu verrathen, sondern vielmehr gegen die Jesuiten ein ganz unbefangenes Gesicht zu zeigen, damit der Schlag gegen sie um so sicherer geführt werden könne. Kaum war man nun übrigens hierüber im Reinen, so machte sich der Graf von Aranda an die Ausführung des ihm gewordenen Auftrags, und er that dieß auf eine Weise, der wohl Niemand seine Bewunderung versagen wird. Es erhielten nämlich sofort alle höheren Regierungsbeamten in der ganzen spanischen Monarchie, sowie insbesondere auch die Kommandanten der Garnisonstruppen in den Städten, in welchen sich jesuitische Collegien, Residenzen oder sonstige Häuser befanden, ein mit dem königlichen Siegel versehenes Paquet von ganz gleichem Inhalt; dieser Inhalt aber war ein äußerst mysteriöser, denn so wie das Paquet geöffnet wurde, so fand sich ein anderes, mit drei Siegeln versehenes vor, nebst einem offenen Zettel, auf welchem folgende Worte zu lesen waren: „Bei Todesstrafe werdet ihr das mit drei Siegeln versehene Schreiben nicht vor dem 2. April, zur Stunde des Sonnenuntergangs, eröffnen, und dieselbe Strafe trifft euch, wenn ihr irgend Jemand, er sei, wer er wolle, entdecket, ihr habet ein Geheimschreiben erhalten.“ Ganz die gleichen Schreiben gingen an die Statthalter, Gouverneure und Commandanten in den verschiedenen Colonien von Asien und Amerika ab, allein natürlich wurde hier — wegen der großen Entfernung dieser Provinzen — der Termin der Eröffnung weiter hinausgestellt.

Man kann sich denken, welche Neugierde die Beamten und Commandanten empfunden haben werden, als sie dieses auffallende Schreiben erhielten, und nicht minder selbstverständlich ist es, daß es ihnen unendlich schwer wurde, diese Neugierde nicht zu befriedigen; allein sie erlangten es doch alle ohne Ausnahme über sich und das Geheimniß blieb ein Geheimniß bis zum 2. April. Wie jedoch an diesem Tage die Sonne schwand, da wurden alle die Geheimschreiben zu gleicher Zeit eröffnet, und welches Erstaunen, als man erfuhr, um was es sich handle! „Ich übertrage euch“ — so

hieß es unter anderem in dem Schreiben, „ich übertrage euch hie- mit alle meine Gewalt und meine ganze königliche Macht. Sobald ihr dieß Schreiben eröffnet habt, so bietet ihr die gesammte bewaff- nete Mannschaft eures Bezirks auf und begehbt euch, von ihr be- gleitet, unverzüglich in das Haus oder Collegium der Jesuiten. Dort angekommen, stellt ihr vor jede Pforte eine Wache, laßt dann alle Mitglieder der Societät aus dem Schlafe wecken und verhaftet sie, Einen wie den Andern. Darauf verschließt ihr die Archive und Vorrathskammern des Hauses mit dem königlichen Siegel, nehmet die sämtlichen Bücher und Papiere, die sich vorfinden, in Ver- wahrung und kündigt den Jesuiten an, daß sie euch zu folgen haben, ohne etwas mitnehmen zu dürfen, als ihre Gebetbücher, ihren Mantel und Hut, sowie das zu einer längeren Fahrt nöthige Linnenzeug. Sofort requirirt ihr die nöthige Anzahl von Wagen, bringt die Jesuiten hinein und schafft sie, von der nöthigen Mannschaft escortirt, nach dem Seehafen, den ich euch hier bezeichne. Dort liegen bereits die Schiffe parat, welche die Patres nach ihrem Bestim- mungsort bringen werden, und sobald ihr euere Gefangenen den Kapitänen überliefert haben werdet, seid ihr eurer Verantwortlichkeit los; das aber sage ich euch: sowie sich nach der Einschiffung der Patres noch ein Einziger ihrer Gesellschaft, selbst die Kranken nicht ausgenommen, in eurer Statthalterschaft oder Provinz vorfindet, so werdet ihr dafür mit dem Tode büßen. Yo el Rey, das ist: Ich der König!“ Also lautete der Befehl, welchen die Gouverneure und höheren Beamten der Regierung erhalten hatten, und daß sie denselben ganz stricte ausführten, das versteht sich natürlich von selbst. Demgemäß wurden in ganz Spanien die sämtlichen Söhne Loyola's, ihrer gegen sechs- tausend, in einer und derselben Stunde, das ist um Mitternacht, am 2. April 1762, verhaftet, und wenige Tage darauf befanden sich alle, ohne Ausnahme, auf den für sie bereit gehaltenen Schiffen.

Es war ein Meisterstreich, wie die Welt noch keinen zweiten gesehen hatte, und die ganze Christenheit wurde dadurch so über- rascht, daß sie für längere Zeit gar nicht zu sich selbst kommen konnte. Der König fand es deshalb auch für nöthig, seine Gründe,

warum er diese grandiose That beging, öffentlich darzulegen, und es erschien sofort jenes berühmte Decret, welches man „die pragmatische Sanction“ nennt, dieweil darin die Austreibung der Söhne Loyola's, sowie die Einziehung ihrer sämtlichen Habe sanctionirt ist. Ueberdem benachrichtigte er sofort den Pabst durch einen eigenen Courier von dem, was vorgegangen, und erklärte ihm, daß er, wenn er so gehandelt, wie er gehandelt, nur der bittersten Nothwendigkeit nachgegeben habe. Allein was halfen alle diese Vorstellungen? Freilich, die Laienwelt sah ein, daß der Regent von Spanien gar nicht anders habe handeln können; ja, daß er gegen eine Gesellschaft, die ihn der Ehre und des Throns zugleich berauben wollte, noch sehr gelind verfahren sei, wenn er sie bloß des Landes verwies und ihr Vermögen confiscirte. Der Pabst dagegen nebst der ihm geistesverwandten Clerisei — gerieth vor Schrecken und Verwirrung ganz außer sich, und Vielen, wie z. B. dem General Ricci selbst, wurde es gar ohnmächtig. Sobald jedoch der erste Eindruck überwunden war, trat an dessen Stelle Wuth und Raserei und man hätte den König von Spanien am liebsten gleich des Thrones entsetzt. Auch erließ sofort, bereits unterm 16. April, Seine Heiligkeit ein Schreiben an den besagten Regenten, worin dieser bei dem Heil seiner Seele, das in großer Gefahr stehe, beschworen wird, die gegen die Jesuiten ergriffenen Maßregeln zurückzunehmen, indem es keine unschuldigere, nützlichere, frömmere und heiligere Gesellschaft gebe, als die ihrige. Allein König Karl antwortete, nachdem er mit seinen Rätthen die nöthige Rücksprache genommen, kurz und bündig, daß es bei der Ausstosung der Söhne Loyola's sein Verbleiben habe, und von diesem seinem Entschlusse, ging er auch nicht ab, als ihm der päpstliche Hof drohen ließ, daß man die vertriebenen Jesuiten im Kirchenstaate gar nicht aufnehmen, sondern sie nach Spanien zurücksenden werde. Dagegen verwilligte er jedem der 6000 Vertriebenen eine jährliche Pension von hundert schweren Piaßtern auf Lebenszeit und diese wurde auch richtig haar ausbezahlt, bis der letzte spanische Jesuite verstorben war. Nach Spanien aber durfte keiner mehr zurück, so lange Karl III. und sein Sohn Karl IV. regierten.

sondere dem regierenden Könige, suchte man den Gedanken der
Königsmorde, die Guisardes Partei sei, die Partei der Guisardes
Lilien, das ist die Partei derer, welchen die Fortpflanzung und
Erhaltung des römischen Katholicismus am Herzen liegt, und es
müsse daher jeder Protest, welcher es nicht legitimire, mit der
Gewalt derer, welche die Fortpflanzung desselben bestreben, durch
den Herrscher über Frankreich (S. 174—88), ein
schlechter Mensch und Tyrant, wie die ganze Welt der Fortpflanzung
sehen wollte — so nennt ein gleichzeitiger Schriftsteller die Königin
Katharina von Medici, nachher aber ein sehr guter Katholik
und namentlich ein sehr guter Herrscher.

Sechstes Kapitel.

Die Königsmörder in Frankreich.

In keinem Lande der Welt haben die Söhne Loyola's ihre
Theorie vom Königsmorde so viel und so gewaltig zur Anwendung
gebracht, als in Frankreich; in keinem andern Lande aber stand
ihr Interesse so oft und so stark auf dem Spiele, als eben in
Gallien.

Der Leser weiß aus dem Vorhergegangenen, daß die Jesuiten
gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Plan faßten, die
ganze europäische Christenheit in eine Universalmonarchie unter dem
Scepter des total von ihnen abhängigen Hauses Habsburg, das
damals bereits über einen großen Theil der Welt, nemlich über
Spanien, Portugal, Unteritalien, die Niederlande, Deutschland und
Ungarn gebot, zu vereinigen. Besagten Plan zu verwirklichen,
stifteten sie in Frankreich „die Parthei der Guisen“, und man hätte
diese Parthei daher eben so gut „die spanische“ benennen können,
indem sie sich hauptsächlich durch das Geld und die Truppen, welche
Philipp II., der zum Universalmonarchen ausersehene Regent,
spendete, aufrecht erhielt. Vor dem großen Publikum übrigens
schwiegen die Söhne Loyola's von ihrem Vorhaben, die Krone Frank-
reichs in die Hände Philipps II. zu spielen, wohlweislich ganz stille
und nur die innigsten Anhänger dieser Societät wurden in dieses
Geheimniß eingeweiht. Der großen Masse dagegen, sowie insbe-

sondere dem regierenden Königshause, suchte man den Glauben beizubringen, die Guisische Parthei sei „die Parthei der Gutfatholischen“, das ist die Parthei derer, welchen die Vertheidigung und Ausbreitung des römischen Katholicismus am Herzen liege, und es müsse daher jeder Franzose, welcher es nicht kezerischerweise mit den Hugenotten halte, nothwendigerweise derselben beitreten. Damals nun herrschte über Frankreich Heinrich III. (1574—89), ein schlechter Mensch und Regent, wie die ganze Brut der florentinischen Wölfin — so nennt ein gleichzeitiger Schriftsteller die Königin Katharina von Medicis —, dagegen aber ein sehr guter Katholik und namentlich ein bigotter Anhänger der römischen Priesterschaft. Ihn überredeten daher die Jesuiten mit Leichtigkeit, daß er dem Guisischen Bunde beitrat, und er beschwor diese Verbindung später am 19. Juli 1588 zu Blois sogar auf die Hostie. Allein gleich darauf vertraute ihm ein Ueberläufer das Geheimniß der Guisischen Ligue an, und da er sich bei genauerer Untersuchung hinlänglich davon überzeugte, daß es sich in der That und Wahrheit um eine Thronrevolution zu Gunsten des Habsburgers Philipp II. handle, so beschloß er diesem Plan durch einen Gewaltact zuvorzukommen. Er ließ also am 23. Dezember 1588 den Herzog von Guise nebst dessen Bruder, den Cardinal von Lothringen, ermorden und bemächtigte sich des Cardinals von Bourbon, des Erzbischofs von Lyon, des Prinzen von Joinville und des Herzogs von Nevers. Gewiß ein harter Schlag für die Ligue, aber sie verlor deswegen doch den Muth nicht und erkor sich sofort den Herzog von Mayenne, den Bruder der beiden ermordeten Guisen, zum Haupte. Ja die Stadt Paris rief ihn sogar zum Generalstatthalter des Reichs aus und die Sorbonne sprach das Volk von Frankreich von allem Gehorsam gegen den König los! In dieser großen Noth blieb letzterem nichts übrig, als sich in die Arme seines Schwagers, des großen Führers der protestantisch-hugenottischen Parthei, Heinrichs von Navarra, zu werfen und am 30. April 1589 schlossen beide Fürsten ein Bündniß auf Leben und Tod. Drauf vermehrten sie ihre vereinigten Armeen bis auf 40,000 Mann und zogen sofort gegen Paris heran, das vom Herzog von Mayenne vertheidigt wurde. Die Belagerung begann und rückte rasch vorwärts, trotzdem der Pabst den Parisern durch eine Bannbulle, welche er jetzt gegen

Heinrich III. sowohl als gegen Heinrich von Navarra schleuderte, zu Hülfe zu kommen suchte. Bereits traf man Anstalten zum Sturme und am glücklichen Erfolge war nicht im geringsten zu zweifeln, weil die Belagerten anfangen, an Allem noth zu leiden; da versuchte es ein junger fanatisirter Dominikanermönch, mit Namen Jacques Clement, durch eine Bluthat den Ereignissen eine andere Wendung zu geben, und es gelang ihm dieß auch durch seine fast außerordentliche Frechheit. Er ging nehmlich in Paris, wo er sein Domicil hatte, zu dem Grafen von Brienne, von dem er wußte, daß er ein geheimer Anhänger Heinrichs III. sei, und bat diesen um einen Paß nebst einem Empfehlungsschreiben an den König, da er dem letzteren außerordentlich wichtige Angelegenheiten, die Ligue betreffend, zu eröffnen habe. Der Graf willfahrte der Bitte des Mönchs, ohne das geringste Mißtrauen zu fassen, und mit dem erbetenen Paß und Schreiben versehen eilte Clement am 31. Juli 1589 in das königliche Lager von St. Cloud, zwei Meilen westlich von Paris. Den andern Morgen früh um sieben Uhr führte ihn der Generalprocurator Jaques de la Guesle in Person zum Könige, der bereits aufgestanden war, und Clement überreichte sofort das Schreiben des Grafen von Brienne. „Ihr habt mir äußerst Wichtiges mitzutheilen, schreibt mir hier der Graf,“ sagte nun Heinrich III.; „wohlan, ich bin bereit zu hören.“ Der Mönch kreuzte die Arme und warf einen Blick auf den Generalprocurator sowie auf die beiden ebenfalls anwesenden Adjutanten des Königs, den Oberst Montpesat von Cognac und den Jean von Levis, Baron de Mirepoix. Daraufhin gab Heinrich III. diesen Dreien ein Zeichen, sich auf Gehörweite zurückzuziehen, und sowie dieß geschehen war, trat Clement hart auf den Monarchen zu. Statt aber zu sprechen, zog er ein scharfes Messer aus seinen weiten Ärmeln hervor und grub dieses dem Könige tief in den Unterleib. Heinrich schrie laut auf und riß zugleich das Messer aus der Wunde, um es seinem Mörder ins Gesicht zu stoßen. Dann aber fiel er zurück und verlor sofort das Bewußtsein. „Der König ist todt,“ schrien nun die zwei Offiziere nebst dem Generalprocurator und warfen sich alle zumal auf den elenden Mönch, den sie wohl zwanzigmal mit ihren Säbeln durchbohrten. Auch hörten sie nicht eher auf nach ihm zu stechen, als bis er vollständig todt

zu ihren Füßen lag, und jetzt erst dachten sie daran Aerzte herbeizuholen, ob nicht vielleicht der König doch noch zu retten wäre. Er war aber nicht zu retten, sondern starb schon vierundzwanzig Stunden darauf am 2. August in der Frühe.

Das war der erste Königsmord, der in Frankreich begangen wurde, und natürlich forschte man nun mit allem Eifer nach, wer wohl den fanatischen Mönch zu der gräßlichen That gedungen haben werde. Man bekam aber, weil man sich so gar sehr beeilt hatte, den Mörder gleich nach begangener That aus der Welt zu schaffen, statt ihn vorher ordentlich zu verhören und auszuforschen, nur ungenügende Anhaltspunkte und es läßt sich also selbst jetzt noch nicht mit historischer Bestimmtheit sagen, wessen Werkzeug Jaques Clement gewesen sei. Doch deuten alle Anzeichen darauf hin, daß die Söhne Loyola's wenigstens die Hände mit im Spiele hatten, indem sie eben damals laut von den Kanzeln ihrer Kirchen herab verkündigten, daß derjenige ein äußerst verdienstliches Werk begehen würde, der den gegenwärtigen „Nero-Sardanapal“, das ist den König Heinrich III., ins andere Leben befördere. Auch stellten sie alsbald nach vollbrachtem Morde in Toulouse und andern Orten öffentliche Gebete, Processionen und sonstige Freudenbezeugungen an und fetixten allenthalben den Clement als einen heiligen Märtyrer für die gute Sache. Ja eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, der von ihnen so hochgepriesene Mariana, nennt den elenden Mörder gar „die ewige Ehre Frankreichs“ (aeternum Galliae decus) und von dem Verbrechen selbst sagt er (De Rege lib. I. Cap. VI): „es sei eine herrliche ausgezeichnete That gewesen, aus welcher sich die übrigen Herrscher eine Lehre ziehen könnten.“ Ganz ähnlich drückten sich andere jesuitische Schriftsteller aus und die mindeste Lobeserhebung war noch die, daß sie ihn, den feigen Meuchelmörder, mit der Judith, dem Eleazar oder dem Maccabäus verglichen. Kurz so viel ist sicher: einmal, daß, wenn es auch die Hand eines Dominikaners war, welche den letzten der Valois tödtete, dieser Dominikaner seinen Entschluß zum Morde aus der Lehre der Jesuiten vom Königsmord schöpfte, und zum zweiten, daß die Söhne Loyola's durch die tollen Lobeserhebungen, welche sie dem Mörder in ihren Schriften wie in ihren Predigten zollten, sich unbedingt zu Mitschuldigen an der begangenen That machten. Es wurde aber keiner

von ihnen vor Gericht gestellt, sondern der Einzige, der als Beteiligter die Todesstrafe erlitt, war der Dominikaner-Pater Edmund Bourgoïn, Prior des Klosters, in welchem Jaques Clement als Mönch lebte. Ihn verurtheilte anno 1590 das Parlament von Tours, von vier Pferden zerrissen zu werden, einzig und allein deswegen, weil er geständig war, von dem Vorhaben Clements gewußt und doch keine Anzeige gemacht zu haben.

Nach Heinrich III. bestieg, obwohl erst nach heftigen Kämpfen mit der Ligue, Heinrich von Navarra unter dem Titel Heinrich IV. den französischen Königsthron und schwur sofort, um den Vorurtheilen des katholischen Theils seiner Unterthanen — der bei weitem größeren Hälfte von Frankreichs Einwohnerschaft — entgegenzukommen, am 25. Juli des Jahres 1593 feierlichst seinen protestantischen Glauben ab. Die Katholiken Frankreichs hatten also jetzt keinen Grund mehr, diesen Fürsten, dessen Recht zur Nachfolge auf den Königsthron über allen Zweifel erhaben war, zu bekämpfen, und zwar um so weniger, als ihn Pabst Clemens VIII. gleich nachher vom Banne, den schon Sixt V. auf ihn geschleudert hatte, lossprach. Auch ward nun Heinrich IV. in der That von fast allen seinen bisherigen Feinden als König anerkannt und ganz Frankreich athmete tief auf, als die Bürgerkriege, durch welche es bisher so furchtbar verheert worden war, endlich anfangen ein Ende zu nehmen. Eine Parthei jedoch, eine einzige, nemlich die der Jesuiten, welche durch die Thronbesteigung des Bearners ihre Idee von der Habsburgischen Universalmonarchie vernichtet sah, ließ sich nie zu einer Verständigung herbei, sondern versuchte es von nun an, weil sie keine Aussicht mehr zur Erneuerung des offenen Kampfes hatte, ihren Zweck durch geheime Cabalen und Verschwörungen, durch geheime Ränke und Missethaten zu erreichen. Heinrich IV. sollte fort aus der Welt, koste es auch was es wolle, denn unter einem so feinen Staatsmann und gewaltigen Krieger, wie er einer war, mußte sich Frankreich nothwendiger Weise viel zu hoch erheben, als daß es später von den Habsburgern mit Leichtigkeit bezwungen werden konnte. Er sollte also fort und zwar geschah dieß am besten, schnellsten und sichersten durch Mord. Aber freilich — ein eigentlicher Jesuite, das ist ein wirklicher Angehöriger des Ordens Jesu, durfte die That nicht begehen, weil daraus mög-

licherweise für die Existenz der ganzen Gesellschaft Gefahr erwachsen wäre, und somit blieb nichts übrig als unter der übrigen Menschheit nach einem passenden Werkzeug zu fahnden. Auch fanden sich solche Werkzeuge und zwar nach und nach ihrer Dreie, nemlich Peter Barrière, Jean oder Johann Chatel und Franz Ravaiillac, aber erst dem letzteren sollte es gelingen, den König zum Tode zu treffen.

Im Sommer des Jahrs 1593 sprach in Lyon den Dominikaner Pater Seraphin Barchi, einen Agenten des Herzogs von Florenz, ein Mann von etwa dreißig Jahren, welcher in Kleidung und Benehmen den früheren Soldaten verrieth, auf der Straße an und verlangte von ihm, daß er ihn augenblicklich Beicht hören möchte. Der Dominikaner, durch den scheuen aber zugleich fanatischen Blick des Mannes sonderbar ergriffen, nahm denselben mit in seine Privatwohnung und forderte ihn sofort auf, alles zu sagen, was er auf dem Herzen trage. Der Mann that, wie ihm geheißen wurde; aber seine Beichte mußte etwas Furchtbares enthalten, denn wie er damit zu Ende war, sah der Pater Seraphin so schreckhaft blaß aus, als hätte soeben der Blitz vor ihm eingeschlagen. Noch auffallender erschien, daß der Pater jetzt dem neu gewonnenen Beichtkinde keineswegs, wie sonst gebräuchlich, die Absolution erteilte, sondern ihm diese vielmehr unbedingt verweigerte, indem er ihn zugleich mit heftigen Worten anließ. Inmitten dessen trat ein Herr von Brancalione, ein Edelmann in den Diensten der Königin Louise, der Wittwe Heinrichs III., in die Wohnstube des Dominikaners und darauf hin stürzte der Mann im Soldatenkoller eiligst zum Zimmer hinaus. Doch hatte Herr von Brancalione Zeit genug, denselben genauer ins Auge zu fassen und dieß that er mit einem um so geschärfteren Blicke, als er gleich im ersten Augenblicke merkte, wie hier etwas ganz Ungewöhnliches vorgegangen sein müsse. Auch blieb er nicht lange im Unklaren darüber, worin dieses Ungewöhnliche bestehe, denn der Dominikaner, der vor Schreck und Aufregung zitterte, theilte ihm alsbald alles mit, was ihm der Mensch im Soldatenkittel unter dem Siegel der Verschwiegenheit als Beichtgeheimniß anvertraut hatte. Er theilte es ihm mit, weil es sich hier um Leben und Tod handelte und weil das Glück von ganz Frankreich auf dem Spiele stand, wenn er nur

einen Moment zögerte, mit der Sprache herauszurücken. Der Mann nemlich, der soeben aus dem Zimmer gestürzt war, ein früherer Soldat in der Armee des Herzogs von Guise, hieß Peter Barrière und hatte nichts Geringeres im Sinne, als den König Heinrich IV. zu ermorden. Diesen Gedanken wollte er schon vor längerer Zeit gefaßt haben und zwar hauptsächlich auf die Zusprache eines Jesuitenpaters hin; allein als er dann später einigen andern Geistlichen, darunter auch dem Großvicar des Erzbischofs von Lyon, sein Vorhaben gebeichtet, wäre er von diesen auf's eindringlichste davon abgemahnt worden. Dasselbe that, wie wir soeben gesehen, auch der Dominikaner Seraphim Barchi, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, denn Peter Barrière oder La Barre stürzte zum Zimmer hinaus mit dem Rufe, er werde sofort nach Paris gehen, um sich daselbst in der Jakobsstraße bei den Söhnen Loyolas einen bessern Rath ertheilen zu lassen. Es war also keine Minute Zeit zu verlieren, wenn König Heinrich gerettet werden sollte, und Brancaloneo warf sich daher nach kurzer Rücksprache mit dem Pater Seraphim auf's Roß, um nach Nevers zum Herzog gleichen Namens zu jagen, damit dieser ihn mit einem gültigen Paß versehe. Der Herzog that dieß auch sogleich und Brancaloneo jagte sofort weiter, den König aufzusuchen; allein er stieß unterwegs auf so viele Hindernisse, daß mehrere Wochen vergingen, ehe er die Stadt erreichte, wo Heinrich IV. damals vorübergehend residirte. Unterdessen war Barrière richtig in Paris eingetroffen, und wurde da von dem Pfarrer von „St. André des Arts“ mit Namen Christoph Aubry, sogleich zum Rector des Jesuitencollegiums, dem Pater Claudius de Parade gebracht. Dieser aber faßte die Sache ganz anders auf, als Seraphim Barchi in Lyon gethan hatte, denn er erklärte dem Barrière sofort, die Katholischwerdung des Königs sei nichts als ein politisches Komödienspiel ohne irgend welche innere Bedeutung, und es könne nur der Tod Heinrichs, dieses abscheulichen Ketzers, der katholischen Religion wirkliche Sicherheit gewähren. Ganz dasselbe Urtheil fällt auch der Pater Commolet*), welcher den Barrière

*) Es scheint dieser Commolet war, nachdem ihm Barrière gebeichtet, seiner Sache ziemlich gewiß, denn er predigte gleich darauf in der Kirche St. Bartho-

gleich darauf auf seines Rectors Befehl Beichte hörte, und so gelang es diesem Glenden, nachdem er vollends für sein Mordvorhaben vollständige Absolution erhalten, auch die letzten Gewissenskrupel zu entfernen. Er war also jetzt fest entschlossen, der Aufforderung der Jesuiten gemäß, den König Heinrich aus der Welt zu schaffen, und kaufte sich zu diesem Behufe, sobald er das Haus in der Jakobsstraße verlassen, ein starkes Messer, das er alsbald zweischneidig zuschliff. Drauf erkundigte er sich nach dem Aufenthalt des Königs und da er erfuhr, daß dieser gerade in St. Denys sei, so eilte er sofort dahin. Weil aber die Gelegenheit hier nicht günstig war, so folgte er seinem hohen Will von da nach Grouay, dann nach Crécy, drauf nach Champ-sur-Marne, weiter nach Brie-Comte-Robert und endlich nach der Stadt Melun, indem er stets vergeblich darnach spähte, von seinem Messer Gebrauch machen zu können. In Melun endlich sollte seiner Jagd ein Ende gemacht werden, denn am 26. August kam Brancalone daselbst an und auf seine Anzeige hin wurde Barrière noch am selbigen Tage durch den Großprofoßen des königlichen Hauses verhaftet. Nach kurzem Längnen gestand der Glende alles ein und zwar ohne daß man nöthig gehabt hätte, ihn auf die Folter zu bringen. Somit ward er, wie billig, zu harter Todesstrafe verurtheilt und erlitt diese auch bereits am 31. August 1593. Seine Mitschuldigen dagegen, die Patres Barade und Commolet nebst dem Pfarrer Aubry, entgingen jeder Ahndung, indem die Stadt Paris sich damals noch nicht an König Heinrich ergeben hatte, und man ihrer also auch nicht habhaft werden konnte; später aber, als auch Paris sich bereit erklärte, seinem rechtmäßigen Herrn zu huldigen, fanden sie es für gut, sich zuvor schon unter dem Gefolge des Cardinallegaten Plaisance heimlich aus der Stadt zu entfernen und in der päpstlichen Stadt Avignon Schutz und Sicherheit zu suchen.

Iemi zu Paris über den Mord, welchen Aod an dem Könige von Moab beging, und schrie laut: „Wir bedürfen ebenfalls eines Aod's. Mag dieser ein Mönch, ein Soldat oder ein Hirte sein, gleichviel, wir bedürfen eines Aod's. „Aber tröstet euch,“ setzte er dann am Schlusse seiner Rede hinzu, „in wenigen Tagen werdet ihr ein göttliches Wunder erleben und der Himmel gebe, daß dieses Wunder glücklich vollbracht werde.“ — Offenbar bezogen sich diese seine Worte auf den von Barrière zu begehenden Mordmord.

Der Mordversuch des Pater Barrière hatte keine nachtheilige Folgen für König Heinrich IV., wohl aber für die Söhne Loyola's, denn in ganz Frankreich beschuldigte man sie ungescheut der geistigen Urheberschaft dieses Attentats. Ueberdem beschäftigte man sich an maßgebender Stelle auch mit dem Grund ihres Hasses gegen Heinrich und fand sofort aus, daß es sich bei ihnen um nichts Geringeres handle, als die Krone Frankreichs einem auswärtigen Fürsten, dem Habsburger Philipp II. von Spanien, auf's Haupt zu setzen. Es wurde daher für angemessen erachtet, sich anno 1594 von Regierungswegen in einer offenen Ansprache an das französische Volk gegen die spanischen Machinationen zu erklären, und zugleich mit Bezug hierauf einen neuen Eid der Treue von den Unterthanen zu verlangen. Jedweder Franzose, er habe nun dem geistlichen oder dem Laienstande angehört, leistete diesen Eid; nur allein die Jesuiten weigerten sich, es zu thun, und schlossen, wenn das Volk darüber so wüthend wurde, daß es, wie z. B. in Lyon, ihr Collegium erstürmte, lieber ihre Schulen und Kirchen, als daß sie sich zur Nachgiebigkeit bequemt hätten. In Folge dessen kam es in vielen Kreisen ernstlich zur Sprache, ob es nicht am Platze wäre, den Orden Jesu in Frankreich gänzlich zu verbieten, und namentlich beschäftigte sich auch die Universität von Paris, in deren Rechte die Jesuiten so vielfach und so gewaltthätig eingriffen, mit dieser Frage. Ja, sie brachte sogar, wie ich schon in einem früheren Buche gezeigt habe, ihren alten Streit mit der Societät Jesu abermals vor das Parlament und König Heinrich drang mit allem Ernste darauf, daß dieser Gerichtshof endlich einmal sein Urtheil fälle. Es stand also viel auf dem Spiele, ungemein viel, so zu sagen die ganze Existenz auf französischem Boden, und diese Existenz konnte überhaupt nie als eine gesicherte erscheinen, so lange ein König auf dem Throne saß, welcher nur aus Gründen der Politik katholisch geworden war — so lange Heinrich IV. lebte, welcher den Protestanten dieselben Rechte einräumte, wie den Rechtgläubigen, und sich fortwährend von seinem keiserlichen Minister Sully beherrschen oder doch beeinflussen ließ! „Fort also mit ihm,“ hieß es abermals bei den Jesuiten, „fort mit ihm unter allen Umständen, und zwar so schnell als möglich, weil jeder längere Verzug Gefahr bringt!“ Bei den Worten blieben übrigens die Söhne Loyola's natürlich nicht stehen, sondern sie

ließen alsobald die That folgen und ihr Werkzeug war diesmal Jean Chatel, ein Jüngling von neunzehn Jahren, den sie eigens zum Königsmord erzogen hatten. Hierbei ging es nun folgendermaßen zu: Am 27. Dezember 1594 kehrte Heinrich IV. aus der Picardie, wo er soeben neue Siege über seine Feinde erfochten, nach Paris zurück und verfügte sich sofort, gefolgt von einer jubelnden Menge Volks, in das Hôtel Bouchage, in welchem Gabriele d'Estree, Herzogin von Beaufort, seine schöne Geliebte, wohnte. Hier empfing er die Huldigung verschiedener Pariser Herrn, welche sich beeilten, ihren Monarchen zu begrüßen, und da der Monarch sehr fröhlicher und offener Natur war, so wurde Niemand abgehalten, sich ihm zu nähern. Unter anderen stellten sich ihm auch die Herren von Ragny und Montigny vor und letzterer kniete nieder, um dem Könige die Hand zu küssen, während umgekehrt der Monarch sich bückte, um ihn aufzuheben und zu umarmen. In diesem Momente nun drängte sich aus der an der Thüre stehenden Menge ein hagerer, blasser, junger Mensch hervor, stürzte sich auf Heinrich IV. und führte mit einem Messer, das er schwang, einen heftigen Stoß gegen ihn. Der Mörder hatte es auf das Herz des Königs gemünzt, aber weil sich dieser eben bückte, ging der Stoß fehl und traf nur die Lippe. Diese wurde durchbohrt und sogar noch ein Zahn zerbrochen, sonst aber erlitt der Regent keinen weiteren Schaden, und er kam auch nicht einen Augenblick lang außer Fassung. Natürlich warfen sich die Anwesenden sogleich auf den Attentäter und beinahe wäre derselbe in der ersten Wuth zerrissen worden. Doch der König befahl, ihn dem Großprofoßen zu übergeben, und diesem Befehle mußte man Folge leisten. Sofort begann nun, während der Monarch in die Kirche von Notre-Dame eilte, um Gott für seine Rettung zu danken, die Untersuchung über das mißlungene Verbrechen, und gleich im ersten Verhör, das allerdings bis spät in die Nacht hinein fortgesetzt wurde, erfuhr man die volle Wahrheit. Der junge Mensch hieß, wie oben schon gesagt, Jean Chatel, und war der Sohn eines ebenso vermöglichen, als geachteten bürgerlichen Ehepaars, des Tuchmachers Pierre Chatel und der Dame Denise, geborne Hazard. Um ihm eine gute Erziehung zu geben, schickte ihn sein Vater zu den Jesuiten, ins sogenannte College Clermont, und hier studirte derselbe bis in sein

achtzehntes Jahr. Gute Sitten aber erlernte er daselbst nicht, denn wenn es je einen ausschweifenden und lüderlichen jungen Menschen gab, so war es Jean Chatel, der selbst vor der Blutschande mit seiner jüngeren Schwester — er besaß deren zwei, aber keinen Bruder — nicht zurückschreckte. Uebrigens fehlten bei ihm auch die Stunden nicht, in denen er von der bittersten Reue erfaßt, der Verzweiflung völlig anheimfiel, und eben eine solche Stunde war's, in welcher er den Gedanken, den König zu ermorden, zum ersten Male erfaßte. Oft und viel nämlich hatte er in der letzten Zeit von seinem Lehrer der Philosophie, dem Pater Jean Gueret, die Doctrin gehört, daß es ein sehr verdienstliches Werk wäre, den Tyrannen Heinrich IV. aus dem Wege zu schaffen, weil derselbe die Reber begünstige, und da kam ihm denn der Gedanke, ob er nicht dieses verdienstliche Werk begehren solle, um die Höllenstrafen, die seiner warteten, wenigstens um einige Grade zu vermindern. Bald faßte der Gedanke Wurzel in ihm, und da ihn der Rector des Collegiums, der Pater Jean Guignard, den er deßhalb befragte, expreß versicherte, daß man durch eine besonders verdienstliche Handlung die ewige Verdammniß, die man sich durch begangene Verbrechen in Aussicht gestellt habe, nicht bloß mildern, sondern sogar ganz abwenden könne, so senkten sich diese Wurzeln immer tiefer in sein Herz hinein. Am Ende so tief, daß er den festen Entschluß faßte, den König zu morden. Damit aber dieser Entschluß nicht mehr wankend werde, nahmen in der ganz letzten Zeit die frommen Patres vom Orden Jesu auch noch die geistlichen Exercitien mit ihm vor, und brachten ihn durch die furchtbaren Bilder von der Hölle und den Höllenstrafen, die sie vor ihm aufrollten, in eine fast wahnsinnige Extase. Kurz, aus dem Bekenntnisse Chatels wurde es nur allzu klar, daß Niemand als die Jesuiten ihm den Gedanken, den König ums Leben zu bringen, eingegeben hätten, und das Volk von Paris wurde daher so wüthend, daß es gegen das College Clermont anstürmte, um es mit allen seinen Insassen in Flammen aufgehen zu lassen. Man mußte daher eine starke bewaffnete Mannschaft aufstellen, um den verhassten Loyoliten dieses Schicksal zu ersparen, und selbst mit dieser Maßregel würde man nichts ausgerichtet haben, wenn man nicht sofort den Pater Gueret, den Lehrer Chatels, in Verhaft genommen und zugleich bekannt ge-

macht hätte, man werde das ganze Collegium genau durchsuchen und mit größter Strenge gegen die Schuldigen verfahren. Die Durchsuchung wurde auch wirklich sogleich vorgenommen und in Folge derselben brachte man den Rector des Collegiums, den Pater *Guignard*, ebenfalls in die Conciergerie, woselbst die sämtlichen übrigen Gefangenen saßen. Man fand nehmlich in einer geheimen Schublade seines Schreibtisches verschiedene von ihm verfaßte Manuscripte, in welchen er den Königsmord ganz ungeschweht vertheidigte und unter Anderm von *Jaques Clement* sagte, derselbe habe eine äußerst heldenmüthige Handlung begangen, als er den König *Heinrich III.* ermordete. Ferner stellte er in diesen Schriften den Satz auf, daß es so lange keinen Frieden und kein Glück für die katholische Kirche gebe, als bis die französische Krone dem bourbonischen Hause entrissen sei, und schließlich versuchte er den Beweis zu liefern, wie es für jeden Katholiken Pflicht sei, den „Fuchs von Bearn“, d. i. den König *Heinrich IV.*, der sich schlimmer gebeurde als ein „Herodes“, auf offene oder heimliche Weise aus der Welt zu schaffen, indem eine regelrechte Bekriegung desselben zu nichts geführt habe. In der That gräßliche Lehren — Lehren, ganz dazu angethan, den Abscheu der Welt gegen die ganze Societät Jesu zu lenken, denn konnte man sich von nun an die Jesuitencollegien als etwas anderes denken, denn als Pflanzschulen für den Meuchelmord und die Meuchelmörder? Nachdem nun übrigens die Beweise sowohl gegen *Chatel* als gegen die besagten Jesuiten so klar zu Tage lagen, schritt das Parlament sofort zum Urtheilsspruch und verdamnte zu allererst den Mörder zu der ihm gebührenden Strafe. Dieß geschah bereits am 29. Dec., also nur zwei Tage nach dem Mordversuche, und die Strafe wurde ebenfalls noch am Abend des genannten Tags beim Schein der Fackeln vollzogen. Und eine recht furchtbare Strafe war's, denn man führte den Delinquenten zuerst auf den Platz vor der Kirche von *Notre-Dame* und allda mußte er im bloßen Hemd und auf den Knien liegend Abbitte leisten für seine beabsichtigte That. Dann führte man ihn im Schinderlarren auf den *Grèveplatz*, wo die Henker bereits parat standen, um ihn mit glühenden Zangen an den Händen und Schenkeln zu zwickeln. Darauf gab man ihm das Messer in die Hand, mit dem er nach dem König gestochen, legte diese Hand auf einen Block, und hieb

sie ihm mit einem Beile ab. Endlich spannte man an seine Arme und Füße vier Rösse, und rieß ihn auf diese Art in vier Stücke; diese Stücke aber nebst der Hand und dem Rumpf warf man auf einen Haufen Holz, das man sofort anzündete, und verbrannte so alles zusammen in Asche. So endete Jean Chatel, der meuchelmörderische Jögling der Jesuiten, und nicht minder streng war das Urtheil, welches vom Parlamente gegen die Jesuiten gefällt wurde. Der Pater Guignard nehmlich mußte, wie Chatel, am 7. Januar 1595 knieend und im bloßen Hemde vor Notre-Dame Buße thun und erlitt dann auf dem Grèveplatz die Todesstrafe. Dem Pater Guerjet schenkte man das Leben, verbannte ihn aber nebst fünf andern seiner Collegen auf ewige Zeiten vom französischen Boden. Die Jesuiten selbst, als großes Ganzes, wurden, weil sie überwiesen waren, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, so wie als Feinde des Königs und des Staats gewirkt zu haben, aus ganz Frankreich verbannt und hatten ihre Collegien und Häuser innerhalb dreier Tage von der Verkündigung an, das Land selbst aber innerhalb vierzehn Tagen zu räumen. Schließlich befahl noch das Parlament, das Haus, worin Chatel gewohnt, einzureißen, und so bald dieß geschehen, ließ es an seiner Stelle eine Pyramide errichten, auf welcher die Schandthat des Mörders so wie die Niederträchtigkeit seiner Lehrer, der Jesuiten, mit goldenen Buchstaben eingegraben wurde. Auch die späteste Nachwelt sollte nicht vergessen, was gegen das Ende des Jahrs 1594 in Paris Gräßliches geschehen, und namentlich sollte der Abscheu vor der Societät Jesu ein ewig unverwischbarer bleiben!

So wollte es das Parlament von Paris, in welchem fast lauter weltkluge und aufgeklärte Männer saßen, allein es stand leider nicht allzulange an, so gelang es den Söhnen Loyolas, diesen Willen vollständig zu durchkreuzen. So streng nehmlich auch der Befehl lautete, welcher die Jesuiten aus ganz Frankreich verjagte, und so sehr man in einzelnen Städten, wie Paris, Rennes, Dijon, Rouen u. s. w. von Seiten der Behörden darauf drang, daß dieser Befehl durchgeführt wurde, so gelang es doch gar manchem der Herren Patres ihn zu umgehen, und namentlich blieben nicht wenige von ihnen ganz unbehelligt im Lande, nachdem sie sich vorher in weltliche Kleidung gesteckt. Ueberdem flüchteten sich ihrer

sehr Viele nach den Provinzen Guienne und Languedoc so wie nach Lothringen, wo der letzte der Guisen, der Herzog von Mayenne, sich mit der Unterstützung Spaniens immer noch gegen den König Heinrich hielt, und in den Städten Toulouse, Metz, Verdün u. s. w. wimmelte es daher eine Zeitlang förmlich von Schwarzröcken. Kurz der Befehl ihrer Ausweisung blieb zum großen Theil ein papierner und man merkte es an den Untrieben, die sie zum Behuf ihrer Wiedereinsetzung wagten, gar bald, daß gerade die Einflußreichsten von ihnen geblieben waren. Davon nehmlich ausgehend, daß man, um die Gunst eines Monarchen zu gewinnen, vor allem die nächste Umgebung desselben auf seine Seite bringen müsse, machten sie sich an gewisse Hofgünstlinge, wie die Herren Bellievre, La Barrenes und Andere, welche dem Könige Heinrich IV. das waren, was später Lebel, der Versorger des berühmten Hirschparks, dem Könige Ludwig XV. wurde, und überdem vernachlässigten sie selbst die Schürze einer Kammerzofe nicht, wenn sie mittelst derselben hoffen durften, in das Schlafzimmer einer königlichen Mätresse zu dringen. Am meisten jedoch versprach sich der Orden Jesu von den Bemühungen seines großen Gönners, des damaligen Papstes Clemens VIII., und in der That setzte dieser auch Himmel und Erde in Bewegung, um einen Umschwung zu Gunsten der Societät in Frankreich herbeizuführen. Freilich mehrere Jahre hindurch ganz ohne Erfolg, indem Heinrich IV. weder auf die Vorstellungen des Cardinallegaten Billeroy, der als Gesandter Roms in Paris fungirte, noch auf die vielen eigenhändigen Briefe des Papstes selbst etwas gab. Allein mit dem Jahr 1599 wurde dieß anders. Damals nehmlich war in Heinrich IV. der Entschluß, sich von seiner Gattin Margarethe de Valois zu trennen, zur Reife gediehen und er ging also den Papst an, die Ehescheidung auszusprechen. Diesem Verlangen zu willfahren erklärte sich sofort der letztere gern bereit, aber nur unter der Bedingung, daß das gegen die Jesuiten erlassene Verbannungsedict zurückgenommen werde, und was konnte nun Heinrich IV. machen? Er versprach, zu thun, was der Papst wollte, doch sollte dieser ihm Zeit lassen, damit er seine Franzosen gehörig vorbereiten könne. Kurze Zeit darauf, ebenfalls noch im Jahr 1599, verheirathete sich Heinrich IV. von neuem, nehmlich mit Marie von Medicis, einer Tochter des Großherzogs von

Costana, und da dieselbe seit ihrer ersten Jugend in den Händen der Söhne Loyolas gewesen war, so läßt sich denken, daß sie von dem Tage ihrer Hochzeit an keinen günstigen Augenblick versäumte, um ihren Gemahl dem Orden Jesu günstig zu stimmen. Ueberdem brachte sie den Pater Lorenz Magius mit an den Hof, und dieser, ein in allen Ränken erfahrener Jesuite, zugleich aber auch ein feiner Gesellschafter und witziger Kopf gewann bald einen fast mehr als großen Einfluß auf den König. Solches hatte zur Folge, daß man sich von jetzt an in der Behandlung der Söhne Loyolas, wenn sie incognito in's Land zurückkehrten und da und dort in weltlicher Kleidung als Lehrer auftraten, einer großen Schonung befeiligte; doch zögerte der Monarch noch mehrere Jahre lang, sie gesetzlich zu restituiren und das Verbannungsedict blieb diese ganze Zeit über in factischer Geltung. Da ward im Jahr 1603 Französisch-Lothringen, die letzte Provinz, welche noch den Guisen anhing, bezwungen, und sofort verlegte Heinrich IV. seinen Hof eine Zeitlang nach Metz; kaum aber war er hier eingetroffen, so beehrte der jesuitische Provinzial dieser Provinz, der Pater Ignaz Armand, in Begleitung der Klügsten seiner Untergebenen — ich habe weiter oben schon gesagt, daß es in Metz, so wie überhaupt in Französisch-Lothringen Ueberfluß an Jesuiten hatte — Audienz beim Monarchen und erhielt sie auch durch die Vermittlung Fouquets de la Varennes, des Vertrauten der königlichen Schooßsünden. Knieend bat er sofort den Monarchen, die Zusage zu erfüllen, welche derselbe dem heiligen Vater zu Rom gegeben, und weinend betheuerte er mit einem heiligen Eidschwur, daß es für die Zukunft in ganz Frankreich Niemand dem Orden Jesu an Treue und Ergebenheit zuvor thun solle. Kurz er ließ kein Mittel unversucht, den König Heinrich zur Zurücknahme des Verbannungsedicts zu bewegen und schließlich erlebte er auch wirklich die Freude, mit seinem Anliegen durchzudringen, obwohl freilich nur bedingungsweise. Noch im selbigen Jahre nemlich, das ist zu Anfang des September 1603, erlaubte der König den Söhnen Loyola's, sich in den Städten Toulouse, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Limones, Tournon, Le-Puy, Aubergaz, Beziers, Lyon, Dijon und La Flèche niederzulassen, dagegen durften sie dieß in den übrigen Theilen Frankreichs nicht thun außer mit besonderer königlicher

Erlaubniß. Eben diese Erlaubniß gehörte dazu, wenn sich die Jesuiten Güter erwerben wollten oder wenn sie sich Schenkungen machen ließen, und überdem mußten sie Alle geborne Franzosen sein. Endlich mußte jeder von ihnen einen heiligen Eid leisten, sich den Landesgesetzen zu unterwerfen und nie und nimmer auf die Ausnahmsprivilegien, welche ihnen von den Päbsten nach und nach ertheilt worden waren, Anspruch zu erheben. Das waren die Bedingungen, unter denen die Söhne Loyola's, trotz des heftigen Widerspruchs des Parlaments von Paris, in Frankreich wieder zugelassen wurden, und hochfrennt schwuren sie alles zu, was man von ihnen verlangte. Sie hätten sogar recht gerne noch viel schwerer zu Haltendes beschworen, wenn man dieß für nothwendig erachtet hätte, denn was lag ihnen an Eidschwüren, die sie nicht zu halten schon zum voraus gesonnen waren?

Zugleich mit der Wiederezulassung der Jesuiten in Frankreich nahm Heinrich IV. einen der ihrigen, den Pater Cotton, zum Beichtvater an. Er that es, weil er sich in ihm glaubte eine Geißel zu verschaffen, die ihm für das ganze Benehmen des Ordens würde Bürgschaft leisten; allein dieser Cotton war ein so schlauer und gewiegter Hofmann, daß er bald das Herz des Königs total beherrschte und hiedurch sowie durch die ebenfalls gewonnenen Höflinge und Maitressen eine Gewalt bekam, welche seinem Orden nur vom größten Nutzen sein konnte. Letzterer erhielt daher bald Erlaubniß, außer in den obgenannten Städten auch in Amiens, Poitiers, Bienne, Rouen, Caen, Rheims, Bearn, zuletzt auch in Paris selbst Collegien zu errichten, und um es kurz zu sagen, innerhalb der nächsten sieben Jahre verdreifachten die Jesuiten die Zahl ihrer Häuser in Frankreich. Vor allem war es jedoch den guten Patribus darum zu thun, daß jene Pyramide, welche man nur die Schandsäule der Societät Jesu nannte, weil sie den Antheil derselben an dem Mordversuch Chatels beurfundete, niedergeworfen würde, denn so lange sie stand, konnten sie sich noch immer nicht als vollständig restituirt betrachten, und somit drang der Pater Beichtvater Tag und Nacht in den König, Befehl zum Umsturz derselben zu geben. Lange Zeit willigte Heinrich IV. nicht ein, und noch weniger that dieß das Parlament von Paris, welches seiner Zeit die Errichtung des Monumentes befohlen hatte;

da endlich, im Mai 1606, ließ sich der vom Orden Jesu gewonnene Staatsrath dazu bewegen, ein Gutachten zu Gunsten des besagten Ordens abzugeben, und nun ertheilte Heinrich die Erlaubniß zur Entfernung der Säule. Dieß sollte jedoch zur Nachtzeit geschehen, weil man fürchtete, das Volk von Paris könnte sich der Maßregel gewaltsam widersetzen. Allein Pater Cotton rief: „Heinrich IV. ist kein König der Finsterniß, sondern des Lichts!“ und brachte den Monarchen durch dieses Wort dahin, daß er Befehl gab, die Niederreißung bei hellem Tage unter Assistenz einer starken bewaffneten Macht vorzunehmen. Es geschah, und wer hatte nun mehr Ursache zu triumphiren, als die noch vor kurzem so viel geschmähten Söhne Loyola's, deren Ruhm dadurch einen neuen Glorienschein bekam? Unter solchen Umständen nun hätte man glauben sollen, daß es ihnen an nichts so sehr werde gelegen gewesen sein, als daran, das Leben eines Monarchen, der sich ihnen so überaus gütig erwies, mit Argusaugen zu hüten; allein die Jesuiten handelten gerade umgekehrt und hatten von ihrem Standpunkt aus ihre guten Gründe dafür. Nachdem nehmlich König Heinrich IV. sein Reich im Innern pacificirt und gestärkt hatte, faßte er die äußere Politik in's Auge und fand sofort aus, daß Frankreich im Rathe der Nationen viel zu wenig zu sagen habe. War doch damals die Macht des spanisch-österreichischen Hauses eine überwältigende, vor der sich das ganze übrige Europa demüthig beugen mußte! Somit entwarf er den Plan, diese Uebermacht, zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, mit Gewalt der Waffen zu brechen, und zu diesem Behufe schloß er mit den meisten übrigen Staaten Europa's, insbesondere mit den protestantischen Fürstenthümern Deutschlands, sowie mit England und den Niederlanden ein Schutz- und Trutzbündniß. In aller Stille wurden sofort große Armeen ausgerüstet und im Sommer 1610 sollte der Feldzug bei Gelegenheit des Jülich'schen Erbfolgestreits mit aller Macht auf zwei Seiten zumal eröffnet werden. Auch durften die Verbündeten alle Hoffnung hegen, den Sieg davon zu tragen, indem weder Spanien noch Oestreich Zeit gefunden hatten, sich gehörig zu rüsten, und somit herrschte bei ihnen großer Jubel, während in Madrid und Wien die frühere stolze Zuversicht einer düsteren Hoffnungslosigkeit Platz zu machen anfing. Nur ein Wunder

konnte diesmal das Haus Habsburg retten, und Wunder geschähen schon lange keine mehr. Dennoch aber hatten Philipp II. von Spanien und Rudolph II. von Oestreich keine Ursache zur Verzweiflung, denn die Jesuiten, ihre großen Freunde, lebten ja noch und ihnen war es ein leichtes, wo rechtliche Mittel nicht mehr ausreichten, durch ein kleines Verbrechen nachzuhelfen. Was brauchte es denn in dem jezigen Fall weiter, als den Mann aus dem Wege zu räumen, welcher das Haupt der ganzen Unternehmung war? Den König und Feldherrn, welcher dem ganzen Körper der Coalition Seele einhauchte und ohne welchen die verbündeten Staaten und Stäätchen in ihre alte Null zurückfielen? Ich meine den König Heinrich IV. von Frankreich, den genialen Schöpfer des Plans von der allgemeinen christlichen Republik! Und sonderbar — seitdem etwas von diesem großartigen Plan in der Welt verlautete, erhielt Heinrich IV. fast tagtäglich Winke von Verschwörungen, die gegen ihn im Werke seien, und andererseits entstand in ihm selbst eine Art von fatalistischer Angst, daß man ihm an's Leben gehen werde. Ja, diese Angst verließ ihn bald Tag und Nacht nicht mehr, und hundertmal sagte er zu seinem vertrauten Minister, dem Herzog von Sully: „Freund, ich werde nicht in's Feld ziehen, denn sie werden mich hier ermorden!“ Sein Ahnungsvermögen täuschte ihn aber auch nicht, wie wir jetzt sogleich sehen werden.

Am 14. Mai 1610 verließ Heinrich IV. Mittags 4 Uhr den Palast des Louvre, um dem kranken Sully einen Besuch abzustatten und zugleich Abschied von ihm zu nehmen, da er sich den Tag darauf an die Spitze der Armee stellen wollte. Er befand sich in einer Kutsche, die von allen Seiten offen war, und neben ihm saß der Herzog von Epemon, während der Marquis von Mirabeau und Herr Düpleffis von Biancourt sein Gegenüber bildeten. Die Sitze in den Bänchen der beiden Kutschenschläge — die Staatskarossen damaliger Zeit hatten eine andere Gestalt, als die der jezigen — wurden rechts von den Marschällen von Lavardin und von Roquelaure, links vom Herzog von Montbazon und dem Marquis de la Force eingenommen, und man kann also mit Recht sagen, daß der König sich unter ganz gutem Schutze befand, wenn auch die Garden, welche sonst die königliche Equipage begleiteten, für diesmal, um alles Gepränge zu vermeiden, zurück-

geschickt worden waren. In der ziemlich engen Straße de la Ferronnerie angekommen wurde die Kutsche ein wenig aufgehalten, indem einige Lastwagen den Weg versperrten, und der König neigte sich sofort zu dem Marschall von Lavardin, diesen fragend, was es gebe. In diesem Augenblicke trat aus der gaffend dastehenden Menge ein Mensch hervor und näherte sich, als wollte er den König besser zu Gesicht bekommen, schnell der Chaise; so wie er aber nahe genug gekommen war, schwang er sich blickschnell auf das rechte Hinterrad, riß ein scharfes Messer hervor und stieß damit zweimal nach der Brust des Monarchen. Der erste Stoß glitt an einer Rippe ab, der zweite dagegen traf mitten durch's Herz und alsbald sank der Monarch, während das Blut sich in Strömen ergoß, dem Herzog von Epemon todt in die Arme. Der Mörder versuchte zu entfliehen, doch vergeblich. Man faßte ihn vielmehr, noch ehe er Zeit bekommen hatte, das blutige Messer wegzuworfen, und übergab ihn dem Großprofoszen, der ihn in die Conciergerie brachte. Den Augenblick darauf, noch ehe der blutige Leichnam des ermordeten Regenten kalt geworden war, versammelte die nun zur Wittwe gewordene Königin, jene oben berührte Maria von Medicis, die große Freundin der Jesuiten, das Parlament, nicht aber damit dasselbe sofort, wie man hätte erwarten sollen, die Untersuchung gegen den Mörder beginne, sondern damit es, weil der Sohn des Todten, der nachherige Ludwig XIII., damals erst neun Jahre zählte, sie, die Königin-Wittwe, zur Vormünderin und Regentin ernenne. Dieß allein lag ihr am Herzen — ihr und ihren Freunden, den Jesuiten, sowie ihrem geheimen Liebling und Liebhaber Concini, dem Werkzeug der Söhne Loyola's, welchen sie nachmals zum Marquis und Marschall d'Ancre machte. Es gelang ihr auch wirklich, mit ihrem Ansinnen durchzubringen, und nun erst, am 17. Mai, also drei Tage nach dem vollbrachten Mord, wurde der Glende, der die That begangen, vor die Schranken des Parlaments gebracht. Er erklärte, er heiße Franz Navailles, sei anno 1578 zu Angoulême geboren, woselbst er seit mehreren Jahren schon als Lehrer wirke. Die Tödtung des Königs habe er längst beschloffen, und zwar deswegen, weil dieser der ärgste Feind des Katholicismus gewesen und sich sogar mit den Feinden der Kirche, den kezerischen Protestanten, in ein Bündniß eingelassen.

Einen solchen Regenten zu ermorden, sei, so habe man ihn gelehrt, nicht bloß erlaubt, sondern sogar ein hochverdienstliches Werk, und deswegen würde er seine That, wenn er die Gelegenheit dazu hätte, gleich noch einmal begehen. Mitschuldige übrigens im eigentlichen Sinn des Worts besitze er keine und könne deshalb auch keinen verrathen. Dabei blieb er, selbst als man ihn auf die Folter brachte, und nur das setzte er noch hinzu, daß er sein Vorhaben dem Pater Aubigny kurz vor der Ausführung desselben gebeichtet und von diesem Absolution dafür erhalten habe.

Also Mitschuldige, das heißt unmittelbar Mitschuldige, sagte er, habe er keine und außer dem Pater Aubigny sogar keine Mitwissende; allein diese Behauptung war nothwendigerweise eine Lüge, denn die Feinde Heinrich's IV. hatten schon eine geraume Zeit vor dem Morde genaue Kenntniß davon, daß derselbe erfolgen werde. So ist erwiesen, daß schon vierzehn Tage vorher in Madrid, Mailand, Antwerpen, Douai, Arras, Brüssel, Mecheln und Prag, wo bekanntlich die Jesuiten allmächtig waren, mit großer Bestimmtheit von dem nahen Tode Heinrich's gesprochen wurde, und es erhielten z. B. mehrere Personen in Rouen Briefe von Brüssel, worin man um näheren Bericht über diesen Mord bat, während doch damals der König noch lebte. So reiste acht Tage vor dem Mord ein Kurier durch Lüttich und sagte aus, er bringe den deutschen Fürsten die Zeitung, daß der König von Frankreich todt sei. So fand man auf dem Altar der Hauptkirche von Montargis einen Zettel des Inhalts, daß dem Leben des Königs bald durch einen Waghals ein Ende gemacht werden würde, und der Pater Lagona in Neapel verkündete dessen Tod öffentlich von der Kanzel herab. So entführen dem Prevot oder Stadtrichter von Poitiers, welche Stadt zwei Tagreisen von Paris entfernt liegt, genau in derselben Stunde, in welcher Heinrich ermordet wurde, beim Kegelspiele in größerer Gesellschaft die Worte: „Entweder ist der König schon todt, oder stirbt er eben jetzt,“ und als man ihn später verhaftete, um ihn, der zwei Söhne unter den Jesuiten hatte, zu inquiren, so erdrotselte er sich sofort mit seinem Hosensbande. So erhielt ein Herr Target in Paris ein Schreiben aus Herzogenbusch, worin ihm fünfzehn Tage vor des Königs Tod angezeigt wurde, daß man in dieser Stadt fast mit jeder Stunde Nachricht von irgend einer

bevorstehenden großen Begebenheit in Frankreich erwarte, so wie auch daß man in allen der östereichischen Herrschaft unterworfenen Gebieten Belgiens Tag und Nacht Gebete anstelle, um ein wichtiges Vorhaben zur erwünschten Ausführung zu bringen. So sagten sich's in Köln am Rhein die Spanier, so dort in Besatzung lagen, schon ganz im Anfang Mai ins Ohr, daß Heinrich bald aus der Welt geschafft werden würde, und in Mästricht setzte man noch hinzu, daß dann der rechte Zeitpunkt da sei, statt eines Bourbonen den König von Spanien auf den Thron von Frankreich zu setzen. Kurz im Kreise der guten Katholiken, so wie besonders in den Städten, in welchen sich jesuitische Collegien befanden, war schon mehrere Wochen vor dem Tode Heinrich's die Nachricht von seiner bevorstehenden Ermordung verbreitet und wie hätte nun dieß sein können, wenn Ravailiac keinen Mitschuldigen gehabt, wenn keine Verschwörung zu diesem Mord bestanden haben würde? Wer aber, so frage ich weiter, waren diese Mitschuldigen? Der Verdacht fiel sogleich auf die Jesuiten, und zwar mit größtem Rechte, denn nur diese, als die Freunde des spanischen Hofes und des Hauses Habsburg hatten ein besonderes Interesse dabei, daß Heinrich gerade jetzt aus dem Leben scheide, wie ich weiter oben gezeigt habe; etwas ganz Genaueres über die Einzelheiten der Verschwörung kam aber nie zu Tag, weil durch den Einfluß der Königin Regentin, der großen Beschützerin des Ordens Jesu, die Untersuchung gegen Ravailiac mit einer Nachlässigkeit, Oberflächlichkeit und Partheilichkeit geführt wurde, die in Frankreich bis jetzt unerhört war. Es scheint, man fürchtete sich ordentlich, die Mitschuldigen zu entdecken und deswegen hütete man sich gar wohl, diejenigen zu vernehmen, welche etwas Näheres hätten aussagen können. Ja Einige, wie den ehemaligen Gardelapitän Du-Jardin und die Madame Coman, die frühere Kammerfrau der Marquise von Vermeuil, welche beide durch besondere Umstände mit Ravailiac bekannt geworden waren und genau wußten, von wem derselbe in der letzten Zeit berathen worden sei, beseitigte man sogar so lange, bis der Proceß zu Ende war, und schaffte sie dann über die Gränzen des Landes. Ueberdem — strafte man etwa den Pater Aubigny, der doch um das Verbrechen gewußt und es nicht zur Anzeige gebracht hatte? O nein, sondern man begnügte sich mit seiner Erklärung, er könne sich nicht mehr

erinnern, daß ihm Kavailiac etwas anvertraut habe, denn er sei von Gott mit der Eigenschaft begnadet, Beichtgeheimnisse gleich auf der Stelle wieder zu vergessen. Kurz man wollte nichts Näheres erfahren und erfuhr auch wirklich nichts, indem die Parlamentsmitglieder einer höheren Weisung folgend von jeder genauen Untersuchung abstanden; daß aber Kavailiac selbst standhaft blieb, dafür sorgte der Pater Cotton, der berühmte Hofbeichtiger, welcher denselben oftmals in seinem Gefängnisse besuchte. So war denn Franz Kavailiac der Einzige, der zum Tode — zu demselben furchtbar grausamen Tode, welchen Pierre Chatel erlitten hatte — verurtheilt wurde und dieses Urtheil vollzog man an ihm am 27. Mai 1610; die wahrhaft Schuldigen aber, sie, welche den Glenden zu dem rasenden Entschluß gebracht, rieben sich vergnügt die Hände, denn sie hatten erreicht, was sie hatten erreichen wollen.

Mit dem Antritt der Regentschaft nämlich änderte Maria, die Königin-Wittwe, sogleich das ganze Regierungssystem; das heißt sie sagte sich von der durch ihren verstorbenen Gemahl gegründeten Coalition los und verwandelte die bisher gegen Spanien beobachtete Feindschaft in eine äußerst weitgehende Freundschaft. Ja, um dem neuen Bündniß die Krone aufzusetzen, verlobte sie ihren Sohn, den minderjährigen Ludwig XIII. mit der Infantin Anna so wie ihre Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien, und — — was konnten nun die Jesuiten noch mehr verlangen? Freilich konnte kein vernünftiger Mensch darüber im Zweifel sein, daß ein solches Bündniß dem Vortheil Frankreichs geradezu entgegengesetzt sei, und eben so klar war, daß es in Folge desselben bald wieder zu inneren Kämpfen mit den Hugenotten, die bisher unter Heinrich IV. den Schutz der Gesetze genießend ruhig und friedlich gelebt hatten, kommen würde; aber alles dieß kümmerte die Königin Regentin nicht, da sie von Hause aus zu den bigottesten Damen ihrer Zeit gehörte, und eben deswegen hörte sie auch während ihrer ganzen Regierungsperiode nie auf, das zu thun, was die Söhne Loyola's ihr einflüsternten. Auch unter Ludwig XIII. behielten die Jesuiten die Oberherrschaft am Hofe bei, wenigstens im Anfang seiner Regierung, wie dieß schon daraus hervorgeht, daß seine Beichtväter, die Patres Cotton, Arnoux, Seguiran, Suffran und Caussin, sämmtlich Jesuiten waren, und eben diese ihre Allge-

walt hatte zur Folge, daß im Jahr 1621 der längst gefürchtete Religionskrieg mit den Hugenotten wirklich ausbrach. Doch ward er bereits das Jahr darauf beendigt und zwar so, daß die Protestanten ihre, ihnen durch das Edikt von Nantes garantirte Religionsfreiheit wieder erhielten. Sie durften von nun an wieder protestantisch „glauben“, protestantisch „predigen hören“, protestantisch „beichten“; dagegen aber brachten es die Söhne Loyola's so weit, daß man keinem Hugenotten mehr einen Staatsdienst gab, daß man keinen in der Armee beförderte, daß man jedem die Aussicht nahm, sein Glück in Frankreich zu machen. So wurden unter Ludwig XIII. eine Menge von Protestanten ins Lager der Katholiken hinübergetrieben, denn selbst der Herzog von Richelieu, welcher von anno 1624 an des Königs erster Minister wurde, befolgte hierin den Rath der Jesuiten, obwohl er ihnen in sonstigen politischen Fragen sehr scharf in die Quere trat. Er nahm nämlich den Plan Heinrichs IV., das Habsburgische Haus um jeden Preis zu demüthigen, sogleich wieder auf und stellte sich daher während des dreißigjährigen Kriegs auf Seiten Schwedens und der Protestanten. Auch ward diese seine Politik vom besten Erfolge gekrönt, indem Frankreich am Schluß des Kriegs weit größer und mächtiger dastand, wie zuvor, während Spanien und Oesterreich sich total erschöpft hatten und von nun an unfähig waren, die frühere Prinzipatsrolle über Europa fortzuspielen. Er selbst erlebte übrigens diese Freude nicht mehr, und ebensowenig der König Ludwig XIII. Beide waren vielmehr schon mehrere Jahre zuvor, der erste anno 1642, der zweite anno 1643, verstorben und an ihrer Statt regierte nun Ludwig XIV., welchen Viele den Großen heißen, obwohl er diesen Titel nicht verdiente. In so fern aber erwies er sich doch als groß, daß er die Politik Richelieus auch zu der seinigen machte und vom Beginn seiner Regierung an auf nichts anderes ausgieng, als Spanien und Oesterreich noch mehr zu schwächen, noch mehr zu demüthigen, als sie es ohnehin schon waren. Da gieng dem Orden Jesu auf einmal ein Licht auf, das Licht nämlich, daß mit dem Habsburgischen Haus, welches total im Krebsgang begriffen war, die Idee einer christlichen Universalmonarchie unmöglich realisirt werden könne, sondern daß diese Rolle vielmehr Frankreich gebühre, und darum verließen sie jetzt urplötzlich die

Fahnen Oesterreichs und Spaniens, um sich dem allerschristlichsten König Ludwig XIV. total in die Arme zu werfen. Ihm wollten sie dienen fortan mit der Aufbietung aller ihrer Kräfte, seine Interessen wollten sie verfechten, als wären es die ihrigen, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß er ihnen seine volle Gunst zuweise und ihren Rathschlägen stets Gehorsam leiste. Der Vertrag kam zu Stande und wurde von beiden Seiten getreulich gehalten, von Ludwig XIV. übrigens erst von der Zeit an, als er anfieng älter zu werden. Von dieser Zeit an übrigens beherrschten ihn die Jesuiten vollständig und zwar einmal durch den königlichen Beichtvater, den Pater La Chaise so wie durch dessen Nachfolger, den Pater Le-Tellier, und zweitens durch die königliche Geliebte, die Frau von Maintenon, deren Herz keinen andern Pulsschlag hatte, als einen jesuitischen. Ich könnte nun eine lange Geschichte schreiben von den furchtbaren Folgen dieser Herrschaft der Söhne Loyola's, eine Herrschaft, die wirklich eine ausschließliche genannt werden konnte; allein ich verweise den Leser auf die allgemeine Weltgeschichte, in welcher das Unheil, das die Regierungszeit Ludwigs XIV. über Frankreich und ganz Europa brachte, mit gesperrter Schrift verzeichnet ist. Das Einzige dagegen kann ich nicht verschweigen, daß die Söhne Loyola's ihre Allgewalt vor allem auch dazu mißbrauchten, um den König das Edict von Nantes widerrufen zu lassen, damit seine sämtlichen protestantischen Unterthanen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgebracht werden könnten. Ein Schreckensschrei gieng damals durch ganz Frankreich, ja über Frankreich hinaus bis nach Savoyen, dessen Herzog alles that, was ihm Ludwig XIV. befahl, und von einem ganzen Heer von Henkern und Soldaten — meistens Dragonern, daher der Ausdruck „Dragonaden“ — begleitet, begannen die Söhne Loyola's die Ausrottung des verhassten Ketzerthums. Sie wurde auch wirklich vollendet, diese Ausrottung, aber nur mit Hinopferung von Hunderttausenden, die lieber in den Tod als in die Messe giengen — nur mit dem Verlust von andern Hunderttausenden, welchen es gelang, in Verkleidungen aller Art und mit Zurücklassung fast all' ihrer Habe über die Gränzen zu entkommen. Doch stille von diesen Scheußlichkeiten, die selbst von den im dreißigjährigen Krieg begangenen nicht übertroffen wurden; stille

von ihnen, denn überall, wo der Orden Jesu allmächtig war, hat er sich durch ähnliche Unthaten unsterblich gemacht.

Auch unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans — nach dem Tode Ludwigs XIV. anno 1715 war dessen Urenkel und Nachfolger Ludwig XV. erst fünf Jahre alt und der Herzog von Orleans übernahm daher als erster Prinz von Geblüt die vormundschaftliche Regierung — blieben die Jesuiten allmächtig in Frankreich, denn der erste Günstling und Minister des Regenten, der berühmte Cardinal Dubois, war ihr erklärter Freund, weil sie ihm den Cardinalshut verschafft hatten, und verhalf ihnen deshalb auch in ihren damaligen Streitigkeiten mit den Jansenisten zum Siege. Eine noch größere Gunst genossen die Söhne Loyola's nach dem Aufhören der vormundschaftlichen Regierung unter Ludwig XV. und es ist bekannt, welchen großen Einfluß der königliche Beichtvater, der Pater Claude Bertrand Taschereau de Lignieres, auf den Monarchen ausübte. Ueberdem besaßen sie das Herz des Cardinals Fleury, welcher als erster Minister Ludwigs Frankreich bis zum Jahr 1743 fast unumschränkt beherrschte, und es schien also nicht, daß ihre Macht, so lange Ludwig XV. auf dem Throne saß, je erschüttert werden könnte. Dennoch kam es so und zwar durch den Einfluß eines Weibes, der Marquise von Pompadour, welche seit dem Jahr 1745 die so viel wie allmächtige Mätresse des Monarchen geworden war. Zu jener Zeit nämlich, also in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, standen sich in Paris, sowie überhaupt in ganz Frankreich, zwei mächtige Partheien gegenüber, die Jansenisten und Molinisten, und beide bekämpften sich, wie ich schon im vorigen Buche zeigte, auf Tod und Leben. Jedem Freidenkenden wird dieser Kampf als ein lächerlicher vorkommen, weil es sich im Ganzen nur um geringere Abweichungen in Glaubenssachen handelte; allein die Jesuiten setzten einmal ihr Alles daran, um die Jansenisten zu Tode zu hegen, und somit brachten sie ihren Freund, den Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont dazu, daß er allen seinen Geistlichen verbot, den Sterbenden und Kranken, welche sich nicht unbedingt gegen den Jansenismus erklärten, das heilige Abendmahl und die letzte Delung zu reichen. Nun dachte aber die Pompadur jansenistisch und demgemäß bewog sie den König, daß er einen

gerade entgegengesetzten Befehl ergehen ließ. Ueberdem wurde der Erzbischof als ein eigenmächtiger Rebelle nach Conflanz verbannt und jedem seiner Collegen, der fortfahre zu ihm zu halten, mit gleicher Strafe gedroht. Daraufhin mischte sich auch das Parlament in den Streit und am Ende entstand ein solch gewaltiger Durcheinander, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, es könnte daraus eine vollständige Auflösung der bestehenden Ordnung der Dinge hervorgehen. Am allerschäftigsten aber erwiesen sich hiebei die Söhne Loyola's und sie legten in Wort und Schrift einen solch' grandiosen Haß gegen den ihnen — wie sie sagten — abtrünnig gewordenen König zu Tag, daß man sich über ihre Frechheit nicht genug wundern konnte. Da drang plötzlich mitten durch diese furchtbare Verwirrung das Geschrei, daß Ludwig XV. von einem Meuchelmörder getroffen worden sei, und nun bemächtigte sich Aller, die es gut mit Frankreich meinten, eine gränzenlose Bestürzung.

Es war den 5. Januar 1757, den Tag vor den drei Königen, Abends gegen sieben Uhr im Schloß von Versailles. Der König wollte mit dem Dauphin nach Trianon fahren, um daselbst zu Nacht zu speisen, und eine Compagnie der Garde erhielt also Befehl, die Chaise zu begleiten. Alles war parat und man sah jetzt den Monarchen, wie er gegen das Portal herauskam, gefolgt von einer Schaar Höflinge, worunter der Marschall Richelieu, der Kanzler Lamoignon und der Sigelbewahrer Machault. Am Schlage der Kutsche hielt der Herzog von Ayen, Kapitän im Dienst, und die Garde präsentirte das Gewehr, als der Monarch auf die Chaise zuschritt. Bemerk't muß übrigens werden, daß die Beleuchtung trotz der Dunkelheit des Abends eine sehr schlechte war, denn sie bestand aus einigen wenigen Lichtern, welche ein halb Duzend Bediente trugen, und so bemerkte man es denn nicht, wie sich in dem Augenblick, wo die Majestät den Kutschenschlag erreichte, ein Mann ganz geräuschlos mitten durch die Garden unter die Schaaren der Höflinge, welche den König umgaben, mischte. Plötzlich fühlte der Monarch einen Stich auf der Brust und wie er sofort mit der Hand dahin fuhr, entdeckte er, daß diese sich vom Blut roth färbte. Rasch drehte er sich und da er bei dieser Drehung den Mann, der ihn gestochen, hart vor sich sah, so schrie er laut: „Faßt den Mörder!“ Es geschah im Momente und man schleppte den Glenden,

der seine That augenblicklich eingestand, in ein Gemach des Erdgeschosses, den sogenannten Saal der Garden, wo man ihn genau untersuchte. Man fand aber nichts bei ihm als dreißig schwere Goldstücke, ein Gebetbuch und ein scharfes Messer mit zwei Klingen. Drauf übergab man ihn dem schnell herbeigeeilten Großprofossen und dieser brachte ihn in dasselbe Gefängniß, in welchem die früheren Königsmörder auch gefessen. Während nun dieß geschah, verbreitete sich das Gerücht, der König sei verwundet oder gar ermordet, mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt und es entstand dadurch, wie man sich denken kann, die größte Aufregung. Noch größer aber war die Aufregung am Hofe, denn man glaubte im Anfang, die Wunde des Königs, der sich sofort nach dem Mordangriff in seine Gemächer zurückbegab, sei gefährlich und es könne also zu einem Thronwechsel kommen. Schon jubilirte die Parthei des Dauphin, bei welcher die Jesuiten den Ton angaben, und eben diese letzteren waren es, welche den Thronerben sogar so weit brachten, daß er der Frau von Pompadour Befehl erteilte, augenblicklich Versailles und den Hof zu verlassen. Indessen stellte es sich gar bald heraus, daß es mit der Gefährlichkeit der Verwundung nicht weit her sei und in der That konnte der König schon nach wenigen Tagen als völlig in der Genesung begriffen, betrachtet werden. So wie aber dieß die Frau von Pompadour erfuhr, kehrte sie triumphirend an den Hof zurück und die Art und Weise, wie sie der König aufnahm, klärte jedermann darüber auf, daß sie an Macht und Einfluß noch nicht das geringste verloren habe. Doch — zurück jetzt zu dem Mörder!

Die Untersuchung, die sofort gegen denselben eingeleitet wurde, zeigte, daß er Robert Franz Damiens hieß, zweiundvierzig Jahre alt war und das Dörfchen Tieuloy bei Arras in der Grafschaft Artois seine Geburtsstätte nannte. Sein Vater war Pächter gewesen, hatte aber Banquerott gemacht und so wurde auf die Erziehung des Jungen nicht viel verwandt. Man war vielmehr elterlicherseits froh, wie man ihn als Küchejungen in dem Jesuitencollegium zu Arras untergebracht hatte, und überließ ihn von da an ganz sich selbst und seinem Glückstern. Letzterer aber scheint ihm nicht besonders günstig geleuchtet zu haben, denn er brachte es nicht weiter als zum Koch, und, wie er später von Arras fortging,

zum Saquaien bei verschiedenen Herren und in verschiedenen Städten. Auch zeichnete er sich keineswegs durch einen soliden Lebenswandel aus, obwohl er durch die Söhne Loyola's zum bigottesten Fanatismus hererzogen worden war, sondern er fröhnte vielmehr der gemeinsten Liederlichkeit und auch das Laster des Diebstahls kannte er sehr genau. Dieß hinderte jedoch die Jesuiten nicht, ihn so oft er brodlos geworden war — und dieß kam nicht selten vor — zu unterstützen und zwei Jahre vor dem Attentat stellten sie ihn gar wieder, wie früher in Urras, so nun in Paris als Koch in ihrem Collegium an. Dießmal übrigens nur auf kurze Zeit, denn gleich nachher trat er, von ihnen empfohlen, wieder bei einer Herrschaft als Bedienter ein und blieb bei dieser bis wenige Wochen vor dem Attentate. Mehr konnte man von seinem früheren Leben nicht ermitteln, allein reicht es nicht hin, um nothwendigerweise auf den Gedanken geleitet zu werden, daß der Mörder nichts anderes gewesen sei, als ein Werkzeug in den Händen des Ordens Jesu? Allerdings läugnete er selbst, Mitschuldige gehabt zu haben, und dabei blieb er auch, als man ihn auf die Folter legte. Das dagegen gestand er, daß er acht Tage vor der That einem Pater Jesuiten sein ganzes Vorhaben gebeichtet und von demselben Absolution empfangen habe. Ueberdem gab es der Anzeichen sonst noch viele, welche nur zu deutlich darauf hinwiesen, daß die Söhne Loyola's es waren, welche den fanatischen Menschen dazu trieben, den Mordversuch zu wagen, sowie daß sie jedenfalls von dessen Absichten genaue Kenntniß hatten. Oder wie? Wurde nicht am fünften Januar Abends acht Uhr ein Kutscher, der eben von Versailles kommend über die Königsbrücke in Paris fuhr, von zwei Herren, die, wie er deutlich sah, unter ihren Mänteln den Jesuitenhabit trugen, befragt, ob sich in Versailles nichts Neues zugetragen habe, und flüsterte nicht, als der Kutscher erwiderte, daß er nichts Neues wisse, der eine der Herren dem andern zu: „also ist der Streich mißlungen?“ Schrieb nicht am 31. Dezember 1756 eine Schustersfrau von Paris, Namens Margarethe Lepin, welche einen Sohn im Jesuitencollegium hatte, an einen Verwandten nach Langest, daß sie ihm am nächsten 6. Januar eine Neuigkeit melden werde, von der es ihm jetzt noch nicht träume? Hörte nicht der Schatzmeister von England, Herr de La Boissière, in Calais in einer Gesell-

schaft, in welcher sehr heftig über die gegenwärtige Lage Frankreichs gestritten wurde, einen Pater vom Orden Jesu ausrufen: „Der König möge sich in Acht nehmen, denn es lassen sich immer noch Ravailles finden?“ Entführen nicht dem Reichtvater der Königin, dem polnischen Jesuitenpater Brigantseky — die Königin Marie Leszinska war eine Tochter des polnischen Königs Stanislaus —, gegenüber dem Grafen Zalusky, dem Großreferendar von Polen, nur wenige Tage vor dem Attentate die Worte: „Die Pompadour werde am längsten geherrscht haben, wenn alles so gehe, wie es gehen solle?“ Kurz der Anzeichen der jesuitischen Urheber- und jedenfalls Mitwissenschaft gab es genug und das Volk von Paris nannte sie daher frischweg die Urheber der That. Ja es rottete sich sogar vor ihrem Collegium zusammen, um es mit allen seinen Insassen im Feuer aufgehen zu lassen, und letzteres wäre auch ganz sicher geschehen, wenn man nicht die Haufen durch bewaffnete Mannschaft zerstreut hätte. Weil aber dennoch keine ganz bestimmten Beweise vorlagen, so meinte der erste Präsident des Gerichtshofs, mit Namen Maupeou, welcher den Jesuiten sehr wohl wollte, es hieße den Prozeß nur unnöthig verlängern, wenn man all' den kleinen Neben Umständen nachfragte, und da die Mehrzahl der Richter ihm beistimmte, so begnügte man sich mit einer einzigen Verurtheilung, das ist mit der des Attentäters Robert Franz Damiens. Freilich konnte man sich hiebei nicht verhehlen, daß eine solche Genügsamkeit der öffentlichen Meinung durchaus nicht convenire, allein dieser konnte man ja auf eine andere Weise Rechnung tragen, nemlich dadurch, daß man die Hinrichtung des Verurtheilten zu einem recht außerordentlichen und großartigen Schauspiel stempelte. Und das that man denn auch — ja man that noch mehr, denn man ersann Martern, die man bisher nicht gekannt hatte, und vollzog diese Martern mit einer so furchtbar wilden Grausamkeit, daß es Einem ordentlich graußt, wenn man sie nur liest. Ich will's daher kurz machen. Am 28. März um halb fünf Uhr holte man den Damiens aus dem Gefängnisse und schleppte ihn auf das auf dem Grèveplatz errichtete Schaffot. Dort zog man ihn nackt aus und band ihn mit eisernen Ketten an einen Pfahl, der sich inmitten des Schaffots erhob. Nun umband man ihm die Hand, mit der er das Verbrechen begangen, mit Schwefel, und hielt sie so lange über ein

glühendes Becken, bis sie vollständig verschmort und verkohlt war. Drauf riß man ihm mit glühenden Zangen aus der Brust, den Armen und den Beinen ganze Stücke Fleisch aus und goß in die Wunden siedendes Del nebst geschmolzenem Blei und brennendem Pech. Endlich spannte man vier Rosse an seine Arme und Beine, ließ dieselben langsam anziehen und riß so den Körper in vier Stücke; zu der ganzen scheußlichen Abschachtung aber brauchte man volle drei Stunden und während dieser vollen drei Stunden lebte der Unselige, dann erst nach der beendeten Viertelheilung verlor er das Bewußtsein — erst jetzt athmete er sein Dasein aus.

Durch die Gräßlichkeit der Hinrichtung des Mörders fühlten sich die Pariser zufrieden gestellt, und sie fiengen an zu vergessen, daß man unbegreiflicher Weise den Mitschuldigen desselben durch die Finger gesehen habe. Nicht dasselbe aber war der Fall bei der Frau von Pompadour, sondern sie fühlte in ihrem Innern einen grimmigen Zorn über die, welche damals, als der König verwundet wurde, ihre Ausweisung aus Versailles durchgesetzt hatten, das ist über die Jesuiten, und ihr Herz lechzte darnach, Rache an ihnen zu üben. Wohl wissend übrigens, mit welchen gefährlichen Feinden sie es zu thun habe, beschloß sie, so vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen und jeden Schritt vorher genauestens zu überlegen, ehe sie ihn thue. Vor allem trachtete sie darnach, kluge Verbündete zu gewinnen und zu diesem Behufe trat sie in ein sehr intimes Verhältniß zu dem Herzog von Choiseul, welchen der König auf ihren Antrieb sofort zum Premierminister machte. Dieser neue Premier aber war ein so klarsiehender und aufgeklärter Kopf und zugleich ein so kräftiger und energischer Charakter, daß man ihn bald nur den französischen Pombal nannte. Die Jesuiten hätten also alle Ursache gehabt, vor ihm auf ihrer Huth zu sein und alle ihre Kräfte zu sammeln, um der Coalition Pompadour-Choiseul begegnen zu können. Allein die außerordentliche Größe, zu der sie unter Ludwig XIV. emporgestiegen waren, hatte einen solchen Geist des Hochmuths in ihnen erzeugt, daß sie es für ganz unmöglich hielten, je im Genusse ihrer Macht gestört zu werden, und somit setzten sie jener Coalition nur Anmaßung und Trotz entgegen. Ja noch mehr, sie erlaubten es sich sogar den König in heftigen Kanzelvorträgen wegen seines Verhältnisses zur Pompadour öffentlich an-

zugreifen und zu schmähen, indem sie in ihrem Hochmuthsschwindel hofften, derselbe werde sofort ganz zerknirscht in sich gehen und seine Mätresse mit Schimpf und Spott fortjagen! Soweit kam es jedoch ganz und gar nicht, sondern der Regent faßte vielmehr jetzt einen Haß gegen den Orden Jesu und schenkte den Versicherungen seines Ministers, daß an all' dem Gezänke und an all' dem bösen Durcheinander, welches damals in Frankreich herrschte, nur allein die Jesuiten schuldig seien, den vollsten Glauben. Wie er aber einmal so weit war, fiel es der Pompadour nicht mehr schwer, ihn auch mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es am Ende das beste wäre, wenn man die Gesellschaft Jesu gänzlich aus Frankreich austriebe, und von jetzt an wartete Choiseul nur noch auf eine schickliche Gelegenheit, um sein Vaterland von der großen Plage der schwarzen Cohorte für immer zu befreien. Sie kam auch bald, diese Gelegenheit, denn eben jetzt machte der Pater La-Valette jenen berühmten Banquerott, von dem ich schon im vierten Buche erzählt habe. Das Parlament, bei dem die Gläubiger klagten, entschied, wie der Leser sich erinnern wird, gegen die Jesuiten und verurtheilte sie zu Bezahlung der La-Valette'schen Schulden. Es entschied sich aber auch noch weiter dahin, daß eine Gesellschaft, welche solche Institutionen habe, wie die Gesellschaft Jesu, in einem wohlgeordneten Staate nicht existiren, nicht geduldet werden dürfe, und auf diesen Entscheid hin wandte sich Ludwig XV. anno 1762 an den Ordensgeneral Ricci nach Rom, um diesen zu vermögen, daß er in den Statuten der Gesellschaft, wenigstens für Frankreich, einige Verbesserungen eintreten lasse. Stolz erwiderte Ricci: „Sint ut sunt, aut non sint,“ das heißt auf deutsch: „die Jesuiten müßten bleiben, wie sie wären, oder zu existiren aufhören.“ Eine ganz ähnliche Antwort ertheilte auch der Pabst Clemens XIII., welchen der König ebenfalls um Reformirung des Ordens Jesu anging, und es ist wohl außer Zweifel, daß Beide, der Pabst wie der General, glaubten, durch eine solch hochmüthige Abweisung werde sich Ludwig XV. einschüchtern lassen. Allein die kluge Pompadour und der energische Minister Choiseul sorgten dafür, daß er sich nicht einschüchtern ließ, sondern daß er vielmehr dem Parlamente von Paris freie Hand gab, das ganze Statut des Ordens Jesu einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Es geschah und das Parlament erklärte sofort die Gesellschaft Ignatii für eine gemeinschädliche — für eine solche, deren Lehre die christliche Moral beleidige, und jedes Princip der Religion zerstöre — für eine solche, welche überall in allen Staaten die größten Unruhen erzeuge und vor der sogar die geheiligste Person des Regenten keine Sicherheit mehr genieße. „Eine derartige Societät,“ hieß es dann weiter, „könne man nicht bestehen lassen, und sie sei daher als solche für Frankreich aufzuheben; wenn aber die bisherigen Mitglieder derselben sich dahin bequerten, sofort aus dem Orden zu treten, der Verbindung mit ihrem General in Rom in Wahrheit und für immerdar zu entsagen, ihre Collegien und sonstigen Häuser dem Staat zu übergeben und von nun an vereinzelt als Privatpersonen zu leben, so sei ihnen der Aufenthalt in Frankreich auch fernerhin zu gestatten und sie könnten sogar, wenn sie schwüren, von nun an getreue Unterthanen zu sein und sich den Gesetzen des Landes zu unterwerfen, auf eine entsprechende Pension Anspruch machen.“ So entschied das Parlament, aber die Jesuiten wollten sich nicht bequemen und verweigerten den Eid. Ja sie stießen sogar die Fünf oder Sechs, welche von den übrigen Fünftausend — so hoch belief sich die Anzahl der Söhne Loyola's in Frankreich — eine Ausnahme machten und sich bereit erklärten, dem Edicte des höchsten Gerichtshofs des Landes zu gehorchen, feierlichst aus dem Orden aus, als wären dieselben abtrünnige und meineidige Frevler! Das war denn doch der Widersetzlichkeit zu viel und somit beschloß das Parlament unterm 9. März 1764 in feierlicher Sitzung und beinahe einstimmig, daß die sämtlichen Mitglieder der Societät Jesu in Zeit von einem Monat das Königreich Frankreich zu verlassen hätten; diesen Beschluß aber unterbreitete man sofort dem König zur Bestätigung und alle Welt war nun auf's höchste gespannt, was er thun würde, indem der besagte Beschluß ohne die königliche Unterschrift natürlich keine Geltung hatte. Noch hofften die Söhne Loyola's, denn sie hielten es gar nicht für möglich, daß ein Abkömmling Ludwigs XIV. in wirklichem bitteren Ernste an ihre Vernichtung denken könnte, und da sie das Herz des Dauphin total in Händen hatten, so bestürmten sie durch diesen den Regenten auf alle Weise, daß er dem Parlamentsbeschluß seine Sanction verweigere. In der That schwankte auch der

Monarch eine geraume Zeit, allein endlich im November 1764 entschied er sich doch und zwar zu Ungunsten der Societät Jesu. Er decretirte nehmlich, daß die Gesellschaft der Jesuiten von nun an in ganz Frankreich so wie in allen dem französischen Scepter unterworfenen Ländern oder Colonien nicht mehr statthaben solle, daß ferner die nicht französischen Mitglieder der Gesellschaft sofort das Land zu verlassen hätten, und daß endlich die in Frankreich geborenen nur dann in Frankreich bleiben dürften, wenn sie sich aller ihrer geistlichen Functionen begeben und für die Zukunft als Privatpersonen den Gesetzen gemäß leben würden. Also decretirte Ludwig XV. und daß seinem Decrete die strengste Folge geleistet wurde, dafür sorgte der Herzog von Choiseul, sein erster Minister und Berather.

